

Princeton University Library



32101 069154035

Der Herr
und Christus

Johannes Schlaf

3488
.08
367

495

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Der Narr und Anderes

Novellistisches

von

Johannes Schlaf



Leipzig 1902

Hermann Seemann Nachfolger

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Gedruckt bei
E. Häberland, Leipzig-R.

Inhalt.

	Seite.
1. Der Narr	5
2. Nebel	47
3. Nip	65
4. Im Hausgarten	73
5. Selma und die Hampelmänner.	85
6. Die Dorfkirche	97
7. Die Vogelscheuche	109
8. Schnee	119
9. Im Winterwald	127
10. Fruchtstück	137
11. Frühjahrsnacht	145
12. Herr Bürger pflanz den Weihnachtsbaum	163



(RECAP)

3488
08
.367

550008

Der Narr.

I.

Dr. Rudolf Creutz machte seine Morgenpromenade.

Völlig blau war der Himmel. Nur drüben, in der ferne, über dem Kiefernforst, streckte sich ein Beet zartester Cirruswölkchen in das Firmament hinein. Und vor diesem Beet krümmte sich seltsam ein dunkelblaues Wolkengebilde.

Deutlich war es ein Drache mit einem weitgeöffneten Rachen. Er reckte ihn gegen den Morgenmond, der wie ein zartrosa Wölkchen vor ihm am Himmel träumte.

Der Anblick verstimmte den Doktor. Und wie seine Blicke bei dem schnurrigen Gebilde verweilten, empfand er sogar so etwas wie Unbehagen. Es war lächerlich, doch ihn bangte um den wunderschönen rosa Mond, der da oben so friedlich träumte.

Sein sanguinisches Temperament neigte zu solchen kleinen Thorheiten. Es kam wohl vor, daß er sich ihretwegen mit jenem possierlichen kleinen alten Herrn Joyeux verglich, aus Daudets „Nabob“.

Eigentlich aber war er heute in der besten Laune von der Welt.

Vor einigen Tagen war er aus dem Centrum Berlins hier nach der Vorstadt herausgezogen und hatte sich für einen Monat im ersten Stockwerk einer Villa eingemietet, die in dieser frühen Lenzzeit noch leer stand. Nicht gerade weil er ein Naturfreund und Liebhaber poetischer Stimmungen war — er konnte in dieser Beziehung das reine Kind sein — vor allen Dingen hatte er hier draussen Ruhe für seine Arbeit; diese grosse Arbeit, die seine Zukunft begründen sollte.

Es war eine technische Erfindung, die ihm gelungen, und die ihm, wie er bereits aus zuverlässiger Quelle wusste, in allernächster Zeit patentiert werden würde. Alsdann hatte er sogleich die Möglichkeit, ein Kapital aufzutreiben, um eine Fabrik einzurichten. Das erforderte aber alles die unterschiedlichsten und sorgfältigsten Vorbereitungen. Da mussten Rechnungsanschlüsse ausgearbeitet werden, die noch mancherlei Umstände, Studien und Informationen verlangten; und was sonst noch für Arbeiten und Geschäfte sich nötig machten. Die Ruhe und Sammlung aber, deren er hierzu bedurfte, genoss er hier draussen in Fülle.

Alles dies nun hatte er eigentlich weniger aus Energie oder Ehrgeiz soweit gefördert; denn Energie befahl er nur wenig, und Ehrgeiz konnte sein sorgloses Temperament erst gar nicht. Sein Unternehmungsgeist und seine ungewöhnlichen

Geistesgaben hatten erst durch ein ganz besonderes Ereignis angespornt werden müssen.

Dies Ereignis war die Bekanntschaft einer jungen Dame gewesen, die er gelegentlich einer Abendgesellschaft zu machen das Glück gehabt.

Das Glück! Denn sogleich hatte ers bis in seine tiefste Seele hinein empfunden, daß dies den großen Glücksfund seines Lebens bedeuten werde. Diese holde, weizenblonde Nelly mit ihrem süßen Gesichtel aus Milch und Blut, mit ihren reizenden Kinngrübchen und ihren so köstlich unschuldigen, fröhlichen Grauaugen. — freilich: er war nun eigentlich nichts als ein armer Teufel; und sie, als Tochter eines höheren Beamten, der Verbindungen hatte und zudem nicht unvermögend war, verwöhnt. Aber nicht zum wenigsten bestrickte sie ihn mit dieser Eigenschaft. Denn gerade das war so hold, daß die Liebe zum Komfort bei ihr so ganz naiv, so selbstverständlich, so ohne Bewußtheit, ohne jedwedes Raffinement und zudem nicht ohne Geschmack, ja Genie. Es war wie Rasse, daß ihr dieser Komfort Lebensbedingung, daß sie keinen Augenblick ohne ihn würde leben können. — Das sprach so sehr zu seiner Liebe zur Poesie. — Die Märchenprinzessin hieß er sie wohl; und gerade als solche war sie ihm alle Poesie, alle Sonne und Schönheit. So wollte er sie besitzen und sich wahren. In Reichthum und Komfort wollte er sie hüllen; in größseren noch, als sie bis daher genossen.

In seinem Heusseren war er nicht ohne Vorzüge; sein heiteres, gefelliges und intelligentes Temperament that das Uebrige. Er gefiel vor allem ihr, und dann nicht minder ihren Eltern: und so waren sie in kurzer Zeit verlobt.

Das nun hatte ihm also den betreffenden Anstofs gegeben. Mit einem fröhlichen Lachen hatte er sich eines Tages besonnen, das er da unter seinen Papieren Aufzeichnungen über eine technische Erfindung zu liegen hatte. Er hatte das Manuscript hervorgeholt, hatte es durchgearbeitet, die Sache ausgestaltet. Alles war auf das Beste und in einem Zuge geglückt. Verbindungen wurden ausgenützt, und in allernächster Zeit würde er das Patent haben.

Du guter Gott! Wie das nun alles so gekommen war! — Zu denken, das er über ein Jahr Millionär sein, eine Beauty der Gesellschaft, ein so reizendes, fröhliches, gutherziges und intelligentes Wesen sein Weib nennen, Ruhm und Namen genießen würde! Denn dies alles stand, wie die Umstände waren, ausser jedem Zweifel.

Und weshalb war er nicht schon seit ein paar Jahren Millionär, genoß Ruhm und Namen? Er lachte sein fröhlichstes und leichtfertigstes Lachen, wenn er das bedachte. Mein Gott, er hatte es nicht von nöten gehabt. Ein Mensch von Bildung braucht für sich selbst im Grunde so wenig, um mit dem Leben zufrieden zu sein. Aber nun: nun war das freilich ganz etwas anderes! . . .

Der Weg, den er entlang schlenderte, war die Verlängerung einer Seitenstraße, die sich von einer großen Boulevardstraße abzweigte und in das freie Gelände hinausführte.

Mächtige alte Weiden und deutsche Eppeln flankierten ihn. Hier und da setzten sie auf eine ganze Strecke aus, und dann genoß man einen freien Blick über die weite Landschaft. Man sah über braune, gepflügte Ackerbreiten hin, auf Felder, aus denen bereits die junge, lichtgrüne Saat emporspofste; über Gartenstrecken konnte man hinblicken: solch verpachtetes Ackerland mit seinen zahllosen kleinen malerischen Lauben, das man überall in den Berliner Vorstadtgegenden finden kann. In bläulichen Dünsten dehnten sich ferne Häusermassen. Baumgruppen ragten im Gelände, Fabriken, einzelne Gebäude ländlicher Art. Man gewahrte das riesige Bassin einer Gasanstalt. Stadtbahnzüge gingen hin und her. Man hörte ihr fernes Brausen und Rollen. Lerchen trillerten im frühlingshimmel. Man erblickte braunes Haideland mit dunkelgrünem Kieferngestrüpp und violetten Haidekrautflecken. Blauer Kiefernforst zog sich in die Ebene hinein.

Zweimal, morgens und abends, pflegte der Doktor, von seinen Arbeiten rastend, hier seine Promenade zu machen und von der Zukunft zu träumen.

Heute war ein Sonntagmorgen; und so hell lachte die Sonne, daß die wunderliche kleine Miß-

stimmung, die ihm da vorhin angefliegen war, gar bald wieder vorüber ging. Das blaue Ungeheuer, das da oben den Mond hatte verschlingen wollen, hatte sich nachgerade wieder in seine lämlichen dunftigen Bestandteile aufgelöst; und der rosa Mondfleck zeigte sich jetzt ganz von dem köstlichen Weisduft der Cirruswölkchen umschmeichelt.

Als er einige Zeit nachher wieder in die große Boulevardstraße einbog, fand er die Trottoirs belebter. Die Leute benutzten die Zeit vor dem Gottesdienst, um noch ihre Einkäufe zu besorgen.

Diese Straße war der unangenehmere Teil seines Spazierganges. Sie war geräuschvoll und hinreichend langweilig. Breit und schnurgerade dehnte sie sich schier endlos mit ihren glatten Häuserfronten nach beiden Seiten. Die grauen Mietskasernen waren auf ganze Strecken mit unzähligen kleinen Balkons versehen, die sich ausnahmen wie die halbausgezogenen Schubfächer von Kramladen-Regalen. Diese Balkons und die zahllosen firmenschilder und firmenbuchstaben gaben den Häusermassen so etwas plebejisch Unruhiges und Verwirrendes. Und die vielen Bäcker-, fleischer- und Krämerläden, die Destillationen und Stehbierhallen, Variétés letzten Ranges, die dunklen Kohlen- und Gemüsekeller, Trödler- und Käseläden! All die Dünste, welche von diesen Budiken ausgingen!

Dienstmädchen und Kleineleutsfrauen gingen von Laden zu Laden, standen wohl auch hie und

12

da zu einem frühklättschen zusammen oder verschwanden mit gefüllten Tischen und Handkörben in die Hausflure hinein. Und was da sonst noch alles für Publikum sich herumtreiben mochte, oder sich drüben auf den Bänken der von jungen Bäumen flankierten Mittelpromenade herumflegelte.

Der Doktor beeilte sich durchzukommen.

Plötzlich war ihm doch aber geradezu, als habe ihn mit einem Male Jemand aus Leibeskräften vor die Brust gestoßen. Mit zitternden Händen riß er den Kneifer vor die Augen, zog die Brauen zusammen und starrte.

Es war ein junges Weib. Nicht zehn Schritte vor ihm war sie eben aus einem fleischerladen herausgetreten. Barbäuptig ging sie und hatte einen verschossenen und verknitterten blauen Sommermantel um. Am Arm hing ihr eine gelbe Balmtasche, die dick mit Waren vollgepfropft war.

Sogleich fiel sie auf unter all dem kümmerlichen Volk, das sich da auf dem Trottoir hin- und herbewegte. Mittelgroß war sie und hatte nufsbraunes Haar, das in einer dicken schweren flechte um den Hinterkopf gelegt war. Ihre Haltung war die einer Dame. Ueber sehr wohlgeformten Hüften weitete sich eine feine Taille zu der wundersamsten Büste. Köstlich, fast mädchenhaft war die Biegung ihres schlanken Halses, die sittige und jungfräulich scheue, süße Linie ihrer Schultern.

Wetter! — Julie?!

Und es ging ihnen schlecht! Ihr und ihrem Mann!

Die Tafel! Und das elende Fähnchen von Mantel!

Dicht an den Läden, mit bebenden Beinen, zwischen den Passanten hin, drückte er sich ihr nach.

Nach einiger Zeit bemerkte er, wie sie in einen Thorgang einbog, einen schmutzigen, dunklen Thorgang, der von firmenschildern und gedruckten Mietszetteln starrete.

In einiger Entfernung, in vorsichtigem Hinterhalt wartete er. — Hergerte sich mit einem Male, daß er wartete; wartete aber. — Wartete in einer sonderbaren Betroffenheit. — Eine ganze Weile.

Doch sie kam nicht wieder zum Vorschein.

Behutsam schlich er sich in den Thorgang.

Ob sie hier wohnten?

Karren und Gerümpel engten ihn. Es roch wie nach alten fellen und Asphalt. Und was für ein gräulicher, grauer Schlund von Hof, in den er da hineinblickte!

An der verschmutzten Wand mit ihrer blättrigen Tünche entdeckte er eine Mietstafel.

Ja wahrhaftig! Da fand er den Namen ihres Mannes! — „Richard Lemke, Hof, 4 Treppen links.“

Hof! Vier Treppen! —

Also hier wohnten sie! — Hier draussen! — Auf so einen Hof hinaus!

Der sonderbare Lemke! Mit seinen freien,
überfreien, schon anarchistischen Prinzipien! —
Wie hatte er jemals heiraten können! Und sie!
Julie! — Was das für ein seltsames Rätsel
war! —

Ganz verwirrt und aufgeregt langte er zu
Hause an, wälzte sich auf der Chaiselongue
umber und fing an, über dieses Problem zu
grübeln . . .

II.

. . . Er ist im Begriff, in den schönen Garten
all seiner Wünsche und Träume einzutreten. Alles
soll nun Wirklichkeit sein. Am Ziel ist er! Nicht
am Ziel! — Mit beiden Händen greift er nach
dieser Ueberfülle von Glück. Und da naht ihm
ein Satan mit einem süßen Dämonengesicht. Leise,
leise, aber mit unentrinnbar lähmender Gewalt
wird er von ihm zurückgehalten. Er hat so
schöne, so seltsame Lustaugen. Süß saugend
zwischen mandelförmigen, langbewimperten Lidern
dunkeln sie; und die schönen, schmalen Lippen
umhaucht der Schmelz eines stillen, sonderbaren
Lächelns, das ihm mit einem süß ätzenden Schwülen
Prickeln durch alle Nerven vibriert, das ihm einen
kalten Angstschweiß auf die Stirn treibt. Es ist
wie ein schwerer, dumpfer Traum, wie ein Alp-
druck. Er will fort. Aus allen Kräften ringt er
und müht sich, und ist dennoch der rätselhaften

Wollust dieses Bannes verfallen. — Und all die schönen Wirklichkeiten versinken. — Ach! die Qual, die Hölle des Cantalus! . . .

Er fährt in die Höhe. Rennt umher. Geradezu von einer Angst überwältigt.

Aber plötzlich bleibt er stehen, faßt sich an die Stirn, lacht laut und lustig auf, kommt zu sich.

Na Donnerwetter! Was hat er denn nur? Da wär ja mal wieder so recht der kleine Herr Joyeux gefällig! — Wie kommt er denn, zum Teufel! wieder in diese Phantasien hinein! — Bahaha! — Was für ein blaues Mondhalb von Phantasterei!

Aber, nun ja! — Ihr plötzliches Wiederauftauchen! Gerade jetzt! In diesem Zeitpunkt! — Das hatte auf seine Phantasie gewirkt. Aus den Nerven war es ihm in diese verwünschte Phantasie geschlagen. — Na, er war ja doch wirklich ein zu schnurriger Kauz! — Denn, im übrigen: weiß Gott! nichts in seinem Leben hatte er doch wohl besser und gesünder vergessen als die Affaire mit dieser edlen Julie! — Nie hatte er eine massivere Dummheit zu Wege gebracht! Nie war er auf eine komplettere Gans hineingefallen! Er konnte ja diesem Biedermann von Lemke nur Dank wissen, daß er sie ihm weggepalcht.

Na Unsinn! Weg damit, und gut und basta!

Er atmet auf, setzt sich an seinen Schreibtisch, denkt an Nelly, lacht so recht fröhlich und von

Herzen erleichtert, pfeift vor sich hin, macht sich an seine Arbeit.

Aber da fällt ihm mit einem Male wieder so ein — er legt die Feder beiseite, lehnt sich zurück, lächelt — jaja! was das doch eigentlich für ein Problem ist! So psychologisch genommen! Rein und lediglich psychologisch! Eigentlich sehr, außerordentlich interessant. — Dostojewskij hätte einen wunderbaren Novellenstoff daran gehabt. — Dieser Lemke! Dieser Anarchist! Dieser Lebendiewelt, Glücksritter und Nichtsthuer! Dafs er einen solchen Bann auf sie vermocht, das ist ja selbstverständlich und weiter nicht zu verwundern. Aber dafs er sie geheiratet! — Ja, das konnte doch eigentlich der Kuckuck begreifen!

Er sieht ihn vor Hugen. Zum Greifen lebhaft. Zug um Zug steht vor ihm da. — Ein mittelgrofses blonder Mensch. Von einem sehr regelmäfsigen Körperbau; fast aristokratisch schlank, geschmeidig und kräftig. Blondes, seidenfeines, helles Haar. Ein schmaler Renaissancebart. Grofse, graue Augen. Ein feiner kalter Spott ist in ihnen, der eine so seltsame Macht besitzt. Und die ist auch in dem Lächeln um seinen kleinen, warmroten Mund, dessen Lippen wie feuchtschimmernde saftige Kirschen sind. Und sie ist auch in dem Zug um die spitze Nase. — Er hat eigentlich ein Jungengesicht. Das Gesicht eines lebendigen, so recht ausgefeimten und durchtriebenen, intelligenten Jungen mit einem Hang zu spielerischer Grausam-

keit. So ein rechter Filou und Nichtsnutz. Und dabei sein phlegmatisch gelassener Pessimismus, der klug, skeptisch und so völlig vorurteillos ist, aber dessen praktische Maximen Stahlhart und unerschütterlich, ziel- und willensfester. Ernstliche Ziele, „ethische Gesichtspunkte“ kennt er nicht. Aber er setzt sich irgend ein Spiel und führt es ohne jeden Skrupel durch. — Und sinnlich ist er. Außerordentlich, ganz markant sinnlich. Was er für merkwürdige Hände hat. Kleine, wohlgeformte Hände; schlank wirkend und doch muskulös; die Finger zwischen kurz und lang, mit sehr schönen, aber so sonderbar gerundeten Kuppen. — Leise und nachlässig giebt er die Hand; aber es ist in ihr so ein merkwürdiges Vibrieren. Hin und wieder hat er es mit einer Melancholie, aus der er sich jedoch, einen so derben Schmiss sie ihm auch verletzen mag, mit einer unverwundlich zähen Lebenskraft zu einer um so skrupelloseren Aktivität immer wieder herausbringt.

Ein sehr, sehr interessanter Mensch! Wie hätte er diese armselige Julie nicht sofort in seine Gewalt bekommen sollen!

Er fing an, vor sich hinzuträumen. Die Erinnerungen bekamen nun schließlic doch Gewalt über ihn.

Ja, und Julie! Julie! —

Er erinnert sich an die kleine Studentenbude draussen in Charlottenburg, die er einem Eisenbahnsekretär, ihrem Vater, abgemietet hatte. Es
18

war kurz vor seinem Examen gewesen, als er mit ihr in dieses Verhältnis gekommen. Sie hatte damals eine Stelle als Telephonistin gehabt. Ihr Vater war ein vierähriger, gefunder, bärtiger Mann gewesen; brutal und tyrannisch. Ihre Mutter war eine Schönheit, die etwas von einer weichen Ueppigkeit gehabt; ein gutherziges, schwatzhaftes, ein bißchen dummes Weib, ohne Charakter, völlig die Sklavin der Launen ihres Mannes, und, kam ihm vor, seiner robusten Sinnlichkeit. Julie war eigentlich — er hatte das erst so recht erkannt, nachdem Lemke sie ihm abspenstig gemacht — ganz das Abbild der Mutter. Aber während deren Schönheit etwas Bißdes und Plebejisches gehabt — sie war ja wohl ehemals Köchin in einem größeren Restaurant gewesen — so lebte in Julies Schönheit etwas wie Art und Adel. Sie war incitierend. Süß war ihre Schönheit, von so einer unfagbaren bestrickenden Süße, die einen zu jeder Tollheit treiben kann. Und es war auch wieder etwas in ihr, das alles reizte, was Grausamkeit und Vernichtungsinstinkt in der Liebe ist. Es war in ihrer blühenden Ueppigkeit, in ihrer strotzenden Gesundheit; wohl aber auch, und nicht zum geringsten, in ihrem von der Mutter ererbten Subordinationsinstinkt. — Interessant war es, wie sie von ihm zu Lemke, man konnte geradezu sagen, hinübergelitten; wie sie sich von ihm hatte nehmen lassen. So gar nichts von Leidenschaft, von irgend einer bewußten Wahl war dabei zu

erkennen gewesen. Ganz selbstverständlich hatte sie sich von dem Banne seiner stärkeren und sinnlicheren Natur umgarnen lassen; wie ein Tier sich der Macht des stärkeren und begehrenderen Männchens hingiebt.

Er erhob sich und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Seine Liebe zu ihr hatte freilich nichts von dieser brutal sinnlichen und primitiven Männlichkeit gehabt, in der bei Lemke die ganze Verachtung und das ganze Raffinement seiner skeptischen Intelligenz lebte. Er hatte sie geachtet, verehrt, angebetet. Denn damals war sie ihm der Inbegriff aller weiblichen Tugend gewesen. Aber sicher, erst später hatte er das erkannt, was sie in diesem Verhältnis erst das geworden, als was er sie behandelt. Mit ihrer weiblichen Schmiegsamkeit hatte sie sich erst alle die schönen Eigenschaften, die er ihr beigelegt, künstlich angebildet. Es stand ihm außer jedem Zweifel, daß sie heute in ganz andere sich gewandelt.

Haha! — Es war am Ende doch ganz interessant, wenn er sie gelegentlich mal ansprach.

Gefahr war ja für ihn wahrhaftig keine dabei. Er dachte an Nelly und lachte auf vor glückseliger Sicherheit.

Am nächsten Morgen traf er Julie wieder beim Wareneinholen; barhäuptig und in diesem

20

erbärmlichen blauen Mäntelchen, aus dessen zu engen Hermeln ihr die runden, weißen Handgelenke weit hervorkamen. Sie ging drüben auf dem Trottoir, und er auf dem mittleren Promenadenweg.

Aber da war nun doch etwas, das ihn in Verwirrung setzte.

Sie war diesmal nicht allein, sondern führte, geduldigen Schrittes, an jeder Hand ein Kind; einen Jungen von ungefähr vier Jahren, blond, kräftig, mit gefunden braunen Backen und strammen, nackten Beinchen aus kurzen Strümpfen heraus; an der anderen Hand ein dreijähriges Mädchen. Beide Kinder waren von einer aufsergewöhnlichen Schönheit.

Er blieb stehen und blickte ihr nach. — Hm! Sie hatte Kinder von Lemke!

Und da kam es ihm mit einem Male: wenn sie einen Menschen, wie diesen Richard Lemke bis zu einem Grade hatte fesseln können, daß er mit ihr die Ehe einging, mußte da nicht dennoch etwas in ihrem Wesen sein, für das ihm der Sinn gefehlt hatte? Vielleicht war trotzdem mehr fond in ihr, als er damals — ha! —

I na Kukuck! Was gings ihn an!

Er wandte sich mit einem ärgerlichen Rucke und setzte seine Promenade fort.



Am nächsten Tage bemerkte sie ihn.

Er gewahrte, wie sie stehen blieb und ihm nachblickte.

Ja, und da spürte er nun doch ein wunderliches Prickeln.

Einen Moment zögerte er, ob er sie anreden sollte; doch stand er davon ab. Aber seiner zu allen möglichen phantastischen Spielereien geneigten Gemüthsart machte es doch Vergnügen, zu denken, daß sie sich von diesem Augenblicke an gewissermaßen in einem indirekten Verkehr befanden. Es machte ihm Vergnügen zu denken, wie er ihr alles mögliche in dieser Weise berichte und sie ihm.

So kam er denn am nächsten Tage nach dieser Begegnung bereits auf die Idee, ihr Nelly zu zeigen. Bei dem schönen Wetter pflegte sich Julie Spätnachmittags mit ihren beiden Kindern in der Mittelpromenade aufzuhalten. Sie selbst saß dann mit einer Handarbeit auf einer Bank, und die beiden Kleinen spielten in ihrer Nähe in dem Sande des Weges umher.

Mit leichter Mühe überredete er Nelly zu diesem Ausfluge. Sie hatte schon lange den Wunsch gehabt, die Gegend kennen zu lernen. Es war nichts als die ungünstige, wechselnde Witterung gewesen, die sie bisher abgehalten.

Nelly war zum Entzücken. Wie sie an seinem Arm hing, reichte sie ihm gerade bis an die Schulter. Ihr feines schlankes Körperchen war in

einem samoisgelben frühlingshleiden, über dem sie einen langen, glatten, in gerader Linie abfallenden Mantel trug, aus dem gleichen Stoff wie das Kleid. Auf ihrem lichtblonden, mutwillig gelockten Köpfchen hatte sie ein schwarzes Männerföhzöhden mit rings aufgebogener weicher Krempe.

Mit zierlichen Schritten trippelte sie neben ihm her. Und wie ihre gesunde, fröhlich-hurtige Sensibilität alle Eindrücke des schönen sonnigen frühlingstages reflektierte, und wie es sich durch ihren Arm seinem Körper mitteilte: was das für ein unaussprechliches Wohlgefühl war!

Langsam schlenderten sie den Sandweg der breiten Mittelpromenade entlang. Auf den mächtigen Massen der Häuserkomplexe mit dem Wirrwarr all ihrer zahllosen fenster, Balkons, Zinnen, Ornamente, Läden, firmenschildbuchstaben lag die frühlingssonne. Sie flinkerte und glänzte in kraulen goldigen Lichtern, blitzte aus fensterscheiben, lag in langen stillen flächen über die falladen hin, neben breiten blauen Schatten. Im Hin und Her der fahrzeuge auf den fahrdämmen hatte sie ihr Spiel mit hundert lustigen farben; drüben auf den Gewimmel des Trottoirs. Und sie machte das Laub der Bäume hell von einem transparenten Grün. Lächelnd lag sie und friedlich auf dem Wege neben lichtblauen Schatten; manchmal sich regend mit einem Zucken, einem wohligen, schelmisch-munteren Vibrieren und

Schaukeln, wenn der frische Wind die Hefte stärker rührte. Die Straße rauschte mit dem belebten großen Rhythmus ihres Verkehrs. Kinder spielten am Rand des Weges, hockten in Gruppen mit geschäftiger Unrast um einen Sandhaufen herum, in ihren bunten Kleidchen; liefen hin und her, jauchzten, riefen, lachten mit ihren hellen Stimmchen.

Wie glücklich er war! . . .

III.

Julie war da gewesen, und von ihrer Bank aus hatte sie den Doktor und Nelly gesehen.

Der Doktor, der sich zuerst ein wenig geschämt, als sie die Bank passierten, hatte Julie genau beobachtet; und — hatte es sofort mit einem entschiedenen Widerwillen bekommen.

Es war so ein fataler Kleineleutsblick gewesen, mit dem sie Nelly angesehen, schien ihm. Und es hatte den Anschein gehabt, als wäre in ihm gar so etwas wie eine neidische Taxe von Nellys Kostüm gewesen.

Na ja! Dieses Milieu hier draussen! Der Schmutzige, überriechende Thorgang da drüben! Dieser Schlund von Hof! Um Gotteswillen! — für einen Augenblick hatte er die Absicht gehabt, Nelly auf Julie aufmerksam zu machen und ihr von ihr zu sprechen. Aber nach dem Blicke, den er da aufgefangen, war ihm die Absicht direkt

widerwärtig geworden. Er hatte Nelly den Feldweg entlang geführt, sie hatten ein ländliches Lokal erreicht, in der primitiven Gaststube Kaffee getrunken und ein paar glückselige Stunden verlebt.

Erst am nächsten Morgen dachte er wieder an Julie.

Und da, zum ersten Mal eigentlich, empfand er so recht ein Mitleid mit ihrer Lage.

Wie sie da in ihrem blauen, verschoffenen Mäntelchen so gar armselig auf ihrer Bank gesessen und nach Nellys schmuckem Kleid geschaut hatte! — Guter Gott ja! Er könnte ihr vielleicht Geld geben. Sicher würde er sie nicht damit beleidigen. Nun, und Ehren-Lemke würde wohl auch nichts dagegen haben.

Mein Gott! Jaja, er wollte sie heute denn doch mal anreden.

Und er redete sie an.

„Du hast mich doch wohl schon gesehen. Und wir haben uns vielleicht beide schon manches erzählt“, sagte er.

Aber dann räusperte er sich ärgerlich. Er war nun doch ein wenig unruhig.

„O ja?“ machte sie.

Sie war sehr rot geworden und blickte zur Seite; zupfte an ihrem Mantel herum, als wenn sie da etwas in Ordnung bringen wollte.

„Wie geht es dir?“ fragte sie leise und stotternd.

„O gut! Sehr gut! — Ich wohne hier draußen. für einige Zeit. — Ich will eine große Arbeit hier fertigstellen. — So lange! — Bis nächsten Ersten etwa. — Hm! Und ihr wohnt also hier draußen?“

„Ja.“

„Da drüben, wo der dunkle Thorgang ist?“

„Ja.“

„Was treibt denn Lemke jetzt?“

„Gar nichts.“

„Wie? — Gar nichts?“

„Wie's gerade kommt.“

Er schwieg.

Er fand sie zu — schüchtern? Lieber Gott ja! Wahrhaftig, nie war sie ihm so unmöglich gewesen!

„Ihr habt Kinder?“

„Ja.“

„Zwei?“

„Ja, zwei.“

„Prächtige Kinder, Julie! — A la bonne heure!“

Sie lächelte. Ganz rot geworden war sie vor Freude. — Hm! — Er wurde wohl ganz und gar gerührt.

„Sag“ — er strich mit der Spitze seines Stöckchen über das Pflaster hin — „du bist doch nachmittags mit den Kindern draußen: nicht wahr? Willst du sie mir nicht einmal zeigen?“

„Ja gern, Rudolf!“

Wieder war sie über und über rot geworden.
Ihre Brust atmete schneller.

He! diese Vertraulichkeit mit einem Mal!

„Na, leb wohl! Auf Wiedersehn also heut'
Nachmittag!“ sagte er schnell und reichte ihr nach-
lässig die Hand.

Eh, weiß Gott! es war nichts mit ihr los!



Als er sie aber am Nachmittag auf ihrer
Bank sitzen sah, da machte ihn ihr Anblick fast
befangen.

Sie war diesmal nicht in dem garstigen blauen
Mantel. Sie hatte, wenn man so sagen wollte,
Toilette gemacht. — Wetter ja! Es nahm sich
aus, als wäre eine fürstin auf den kapriziösen
Einfall gekommen, sich hier auf eine Promenaden-
bank zu setzen und an einem Strumpf zu stricken!
— Und doch war es nur ein perlgraues Kleidchen
aus irgend einem billigen Stoff, glatt und schlicht,
das sie angethan. Und diese kleine Silberfiligran-
broche, mit der sie da den hohen Tuchkragen
ihres Kleidchens zusammengesteckt! Das Silber
zu dem Perlgrau! Das perlgraue Filzhütchen
mit dem blau- und lichtgrün karierten Band, und
beides zu ihren großen dunklen Augen und dem
braunen Haar!

Teufel, war sie schön!

Die beiden schönen Kinder fand er artig und wohlgezogen. Munter blickten sie ihn an mit ihren klugen Augen und gaben auf seine fragen geschweifte Antwort. Auch das setzte ihn in Verwirrung. Unter allen Umständen mußte sie doch wohl eine tüchtige Mutter sein.

Er setzte sich zu ihr auf die Bank.

Schweigend blickten sie eine Zeitlang zu den Kindern hinüber, die lustig miteinander plaudernd in ihrem Sandhaufen wühlten.

Endlich redete er Julie an.

„Hm! — Ich wollte dich schon heute morgen fragen: hast du mich gestern gesehen? ‚Mit der Dame?‘“

„Ja.“

Sie blickte auf ihre Hand nieder, die auf der Bankkante ruhte, weiß und rund mit fünf süßen Grübchen über den Knöcheln.

„Du! — Rate, wers war?“

Sie blickte ihn an und lächelte.

„Denke! Meine Braut!“

„Ach, deine Braut!“

„Wie gefällt sie dir?“

„Sehr!“ machte sie leise. „Eine Schönheit! — Eine Dame!“

„Hm! Ja!“ sagte er gedehnt. — Geradezu Schneidermädchenhaft! dachte er.

„Ja, eine Dame kann man ja wohl sagen. — Ihr Vater ist Ministerialbeamter. — Ministerialbeamter! Nicht?“ setzte er spöttisch hinzu.

„Ah!“

Sie kritzelte mit ihrer Stricknadel auf der Bank umher.

Der Doktor fuhr in seiner letzten Tonart fort:

„Du kannst dir vorstellen, daß sie Bedürfnisse hat, — Na, aber ich denke, ich werde ihr bieten können, was sie gewohnt ist und mehr. — Gegen den Sommer hin wollen wir Hochzeit feiern. — Weißt du? Ich habe nämlich eine Erfindung gemacht, auf die ich in diesen Tagen ein Patent bekomme. — Ich habe auch schon ein Kapital, eine Fabrik einzurichten. Es ist so sicher als gewiß, daß ich übers Jahr Millionär bin. Nun, was sagst du zu alledem, Julie?“ Er lachte.

„O, daß das alles sehr schön wäre!“ meinte sie. — Wieder, schien's ihm, mit so einem fatalen Respekt vor der Dame, dem Patent und der Million. Um ihren Mund spielte da so ein merkwürdiges, grinsendes Lächeln. — Sie war ihm in diesem Augenblick geradezu widerwärtig.

Er erhob sich, ging zu den Kindern hinüber und fing eine Unterhaltung mit ihnen an.

Schließlich zog er seine Börse und drückte jedem der beiden Kleinen ein größeres Geldstück in die Hand. Dann ging er zu Julie zurück und nahm, nachdem er noch dies und jenes Gleichgültige mit ihr gesprochen, kurzen Abschied.

Die Art, wie sie ihm für die Geldstücke gedankt! — Es überließ ihn förmlich.

Er nahm sich vor, von morgen ab diese Zusammenkünfte doch lieber zu vermeiden.



Aus reiner Gewohnheit schlug er am nächsten Morgen dennoch den alten Weg ein.

Es gab ihm förmlich einen Stoß, als er sie gewahrte. Noch nie jemals hatte er sie in einer solchen Verfassung gesehen. — Geradezu verwüstet sah sie aus.

Mit fablem Gesicht, in dem aus dunklen Schatten starre Augen brannten, mit verzerrten Zügen, die braunen Locken wirr in die Stirn und über die schönen Schläfe, wie eine Meduse kam sie mit weiten bösen Schritten das Trottoir her; in ihrem alten verknitterten Mantel, die gelbe Baststafche am Arm.

Sie stutzte, als sie ihn sah.

Wie er sie nun aber mit Teilnahme nach der Ursache ihres Zustandes fragte, schwieg sie und sah mit einem scheuen, verwilderten Blick beiseite.

Endlich aber stieß sie trotzig, halb und halb verschämt und doch cynisch hervor:

„Der fleischer will nicht mehr borgen!“

Der tiefe runde Volkklang ihrer schönen Stimme war heiler umflort, hatte etwas Verquältes und Gemartertes.

Lieber Gott! Der fleischer wollte nicht mehr borgen!

Er wollte irgend etwas sagen. Aber da brach sie schon in ein halblautes, gequältes Weinen aus. Es fuhr ihm durch alle Nerven. Er fühlte, wie ihm die Augen feucht wurden.

„Ich hätte wenigstens für heute bezahlen können“, schluchzte sie. „Aber er hat ja das Geld, das du gestern den Kindern gegeben hast, an sich genommen und ist in die Weinstube gegangen.“

„So! In die Weinstube!“

„Er kommt ja doch immer mit allerlei Menschen zusammen! So Künstler, Schriftsteller und was weiß ich! — Sie sind ja auch manchmal bei uns und trinken Bier oder Grog und qualmen die Stube voll, und machen einen Aufruhr, daß das Haus einfallen möchte! — Er sagte: er müßte hin. Sie wollen ja doch wohl eine neue Zeitung gründen oder was es ist. — Er sagt mir ja nie etwas Richtiges. Er hält das ja für unter seiner Würde. — Jedenfalls hat er das Geld verzehrt bis auf den letzten Pfennig. Erst im Morgengrauen ist er nach Haus gekommen. Total betrunken.“

Der Doktor schwieg.

„Ach, dieses Hundeleben!“

Sie schluchzte plötzlich laut in das vorgehaltene Taschentuch hinein.

„Verdient er denn nicht irgend etwas?“

„Ach manchmal! Ja! Wie's gerade kommt!“

„Läßt er etwa dich für sich arbeiten?“

Sie schwieg einen Augenblick, mit demselben seltsamen Medusenblick vor sich hinstarrend, den er vorher zuerst an ihr bemerkt hatte.

Endlich sagte sie, leise, zögernd, sich die Thränen aus den Augen wischend und sich schmäuzend:

„Nein! Noch nie! Ich hab's gewollt. Aber er verbietet's mir. Unter keinen Umständen will er's leiden. — Ich wäre für die Kinder da. Er sagt, das wäre Firlefanz und Pflichtvergessenheit. Wie ich als Mutter nur auf solche Gedanken kommen könnte! — Er ist so ein ganz sonderbarer Mensch. — So egoistisch und brutal!“ Sie stieß diese Worte mit einem förmlichen Haß hervor. „Und dann kann er wieder so lieb und rücksichtsvoll sein. Ja, und er sorgt ja auch immer wieder auf irgend eine Weise. — Wie er's aber möglich macht: ich weiß nicht. — Ach Gott, und dabei bin ich nun schon wieder schwanger. — Er hofft ja sicher, daß es jetzt mit der Zeitung was wird. Nur haben sie eben das Kapital noch nicht.“

„Sofol — Sie haben bloß das Kapital noch nicht!“

Der Doktor mußte denn doch lachen. —

Aber dann überkam ihn eine heftige Rührung. Und als in diesem Augenblick sein Blick auf ihr mit dem Taschentuch emporgehobenes Handgelenk fiel, das weit, rund und weiß aus dem zu kurzen und zu engen Mantelärmel hervorkam, und

32

er einen kleinen roten fleck bemerkte, da konnte er sich nicht enthalten, ihr sanft nach dem Gelenk zu fassen. Und mit bebender Stimme frug er sie, woher sie den fleck habe.

„Ach, den fleck?“

Sie blickte ihn an, lächelte und richtete dann ihren Blick auf den fleck.

Ach, sie hätte sich vor ein paar Tagen verbrannt.

Wie wonnig sie ihn anlächelte!

Und da sagte es plötzlich so aus ihm heraus: „Entsinnst du dich noch, Julie! wie gern ich dir das Handgelenk geküßt habe?“

Sie liefs ein leises „Ja“ hören, ward rot und blickte beiseite.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander her.

Plötzlich aber sagte sie, nach ein paar Anlätzen:

„Ach, Rudolf! Wenn du uns was borgen könntest!“

„Wie?“ — Er starrte sie an. Aber dann mußte er denn doch lachen. „Aber selbstverständlich! Ich habe leider augenblicklich nichts bei mir. Aber — hm! — ich kann ja heut' Nachmittag mal zu euch hinkommen. — Ist Lemke zu Haus?“

Jaja! Er war zu Haus. Natürlich war er zu Haus.

„Gut gut! Ich komme also!“

Sie blieb stehen und blickte ihn an, ein ver-

trauliches Lächeln um ihre schönen Lippen. Ihre Brust ging schneller.

„Rudolf! Du bist immer noch so gut!“
sagte sie.

„Hm! — Jaja!“

Er machte, daß er fortkam . . .

IV.

Am Nachmittag kletterte der Doktor die vier klenden Hinterhaustreppen zu Lemkes hinauf.

Als er eintrat, schlug ihm ein dicker Shag-dunst entgegen. — Das Zimmer machte einen dürftigen Eindruck. Die Bezüge der Stühle waren geflickt und ihre Polster zerfessen. Aber doch zeigte alles Geldmack und einen gewissen Chic, und so etwas, was man eine schätzbare Eleganz nennen konnte. Allerlei bunter Putz gab dem Raum etwas Behagliches. So hing anstatt einer Hängelampe eine große bunte japanische Laterne von der Deckenrollette herab. Vor den Fenstern waren cremefarbene Stores mit eingewebten bunten Phantasieblumen. Alles in allem eine richtige Zigeunerwohnung; nur daß sogleich eine peinliche Sauberkeit sehr angenehm auffiel.

Auf einem Sopha mit einer dreigeteilten Rückenlehne, das auf einem verflochtenen goldbraunen Untergrunde alle möglichen roten, grünen und blauen, steifstilisierten Blumen und Arabesken zeigte, und dessen Polster total zerfessen war,

hinter einem großen, mit einer billigen rotbraunen Ripsdecke überdeckten Tisch, lag Julie mit hochgezogenen Knien. Sie war mit demselben lichtgrauen Kleide angethan, in dem der Doktor sie vorgestern Nachmittags gesehen und hatte die kleine Brosche aus Silberfiligran vorgesteckt. Ihre weißen Hände spielten mit der Quaste der Tischdecke. Ihr Gesicht, von der sauber geordneten nussbraunen Haarfülle umrahmt, hatte einen sorglosen, fröhlichen Ausdruck, und in dem leisen Lächeln, das ihre schönen Lippen kräufelte, war es wie Koketterie.

Sie erhob sich nicht aus ihrer Lage, die ihre prächtigen Hüften noch üppiger erscheinen ließ. Mit Augen, die einen beinah mutwilligen Ausdruck hatten, von unten herauf den Doktor anblickend, erwartete sie seinen Gruß.

Der Doktor war ganz in Verwirrung. Wie war sie nur heute wieder?

Lenke lag in ihrer Nähe in einem rohrgeflochtenen Schaukelstuhl. Es schien dem Doktor, als wenn er einen leichten Anfaß zur Korpulenz bekommen hätte. Er war in einem hellen Jackett, die geöffnete Weste ließ ein buntes Hemd sehen, auf dem sich eine große, moosgrüne Kravatte baufachte. Er rauchte aus einer kleinen, braunen Shagpipe.

„Willkommen, teurer Lord!“ rief er mit einem Pathos, das, wie alle seine Heuserungen, etwas Ironisches hatte, und hielt dem Doktor

mit seiner schlaffen Geste, ohne seine bequeme Lage zu verändern, die Hand entgegen.

Der Doktor ließ sich nieder. Einige gleichgiltige Worte wurden gewechselt. Am sich ins Gleichgewicht zu bringen, zog er sein Cigarettenetui und präsentierte es Lemke, der sich mit einer nachlässigen Handbewegung bediente.

„Willst du dir nicht auch eine Cigarrette anzünden?“ fragte Lemke plötzlich Julie und blickte sie an.

„Soll ich rauchen?“

Ihre Frage klang verwundert.

„Mein Gott, wenn du willst! Ich frage doch nur“, meinte er gedehnt und mit einiger Ungeduld, während er seine Cigarrette in Brand setzte.

Sie bediente sich nach einem kurzen Zögern und zündete an. Der Doktor bediente sich gleichfalls. Dann fingen sie ein Gespräch an.

Nach einiger Zeit erhob sich Julie und ging, die Cigarrette im Mundwinkel, aus dem Zimmer. Nicht lange darnach kam sie zurück mit Kaffee und Geschirr. Auf einem bunten Tellerchen lag einiges Backwerk.

„Doktor, bist ja so einfältig?“ fragte Lemke. — Er hatte sich in den Schaukelstuhl zurückgelehnt, die Beine mit übereinandergelegten Fußspitzen weit von sich gestreckt, die Hände überm Magen verschränkt. Er hatte sich bereits die zweite Cigarrette aus dem Etui genommen, das der Doktor auf den Tisch gelegt. Mit seinen

grauen Augen fixierte er ihn, die Lider gekniffen, spöttisch-behaglich durch den Rauch seiner Cigarette durch.

Dann aber lachte er, ohne eine Antwort abzuwarten, auf und wies mit einer plötzlichen Geste zu Julie hinüber, die, immer noch die Cigarette im Mundwinkel, den Kaffee in die Tassen goß.

„Naha! — Sieh sie dir mal an! Ist sie nicht dik? Ist sie nicht geradezu fürstlich? — Geltebe, daß ich sie gut gezogen habe. — Sag selbst: nie hättest du das aus ihr machen können!“

Julie beugte das Gesicht über die Tassen. Sie war rot geworden.

„Nichts für ungut, Bester! Aber sie war unter deinem Regime etwas versimpelt. Ihre 'lyrischen Qualitäten' waren etwas zu einseitig herausgebildet. Es fehlte ihr an Schneid. — Wie man sich ein Weib eben zieht. Weiber müssen erzogen werden. Man muß ihr Bestes aus ihnen herausholen. — Na, komm nur nicht aus der Fassung!“ lachte er zu Julie hinüber. „Das Rohmaterial war ja wirklich aller Ehren wert. — Nahaha!“

Julie war so in Verwirrung, daß sie auf dem Weg zum Sopha des Doktors Schulter streifte. Sie legte sich diesmal nicht, sondern setzte sich aufrecht in die Sophaecke.

Sie hielt die Augen gefenkt, und der Doktor nahm wahr, wie ihre Mundwinkel zuckten. Plötz-

lich deckte sie die Hände vor das Gesicht und fing an zu weinen.

Lemke blickte auf.

„Nana! Was heisst denn das?!“ Er runzelte die Stirn. Dann aber erhob er sich und begab sich zu ihr hin. „Kind, was ist dir? Wie?“

Er hatte ihr die Hand auf den Scheitel gelegt. „Nichts!“ sagte sie hastig, ohne ihn anzublicken, glührot.

Lemke lachte und wandte sich, die Hand noch immer auf ihrem Scheitel, zum Doktor hin.

„So sind die Weiber!“

Als er dann wieder von ihr fort war, erhob sie sich schnell und ging aus dem Zimmer, weil sie nach den Kindern sehen müsse.

Inzwischen kamen der Doktor und Lemke in ein ausführliches und sehr interessiertes Gespräch über die Erfindung, das Patent, die Fabrik, über des Doktors bevorstehende Heirat.

Nach einiger Zeit kam Julie zurück. Sie zeigte sich völlig verändert. Sie war heiter und fast ausgelassen. Ihre Wangen glühten und ihre Augen blitzten.

Lemke fixierte sie ein paar Augenblicke, in seiner Art, mit gekniffenen Lidern.

Plötzlich aber lachte er laut und lustig auf, sprang in die Höhe, eilte zur Thüre, wo an einem bunten Band eine Mandoline hing, nahm sie herab, begab sich eilig zu seinem Schaukelstuhl zurück und begann das Instrument zu stimmen.

„Wetter!“ hatte er gerufen. „Weißt du, Schatz?! So wie du jetzt bist, mußt du uns was vortanzen! — Eine Tarantella! Was?! — Sie hat sie nämlich von einer Balletteuse gelernt, mit der wir verkehren. Eine Flamme von mir! — Es hat mich viel gekostet, bis ich meine sehr eifersüchtige Julie mit ihr in Einklang brachte. — Denn ich bin nun mal ein Thunichtgut. Aber um so tugendhafter ist sie! — Nicht, Julie? Du könntest mir niemals untreu werden? Das ist nicht möglich? Gar nicht zu denken! — Und sieh!“ rief er ganz begeistert dem Doktor zu, „deshalb lieb ich sie auch wie kein zweites Weib auf der Erde! — Nur sie! — Weil sie diese wunderbarste Tugend des Weibes vermag!“

Seine Augen flammten. Er war völlig in Ekstase.

„Hölde! Süße!“ rief er und warf ihr ein paar sehr feurige Kufshände zu. Julie strahlte vor unaussprechlichem Glück.

Dann aber rief er plötzlich mit einer lauten, außerordentlich incitierenden Stimme, die wie ein begeisterter Befehl war:

„Tanze! — Ach, tanze!“

Und sie tanzte.

Es war ein wunderbarer Anblick, all ihre herrlichen Reize in der Ekstase dieses Tanzes zu sehen. Wer war sie denn nun? Was war denn nur aus ihr geworden?

„Na?! — Na?!“ schrieb Lemke. „Was sagst

du, mon cher?! — Hast du so etwas schon erlebt?! — Muß man sie nicht lieben?! — Muß man nicht für sie durchs Feuer gehn?! — Kann man nicht zum Verbrecher für sie werden?! — So eine Bolde!“ rief er, sprang in die Höhe, umfing sie stürmisch mit beiden Armen und küßte sie ein paar Mal auf den Mund.

Sie warf den Kopf zurück, mit halbgelassenen Augen und lachte vor unfäglichem Glück ...

Von diesem Augenblick an war der Doktor ihr wieder verfallen.

Mit glühendem Kopf und gänzlich verwirrt verlief er die Beiden gegen Abend ...

Als er fort war, lag Lemke lang mit einer Cigarette auf dem Sopha, behaglich drei blaue Banknoten in den Händen wendend, während Julie in dem Schaukeltuhl lehnte und sich lachend ihr prächtiges Haar aufsteckte, das sich ihr vorhin gelöst hatte.

„Haha! — Meinst du nicht, daß er sich für unser — Zeitungsprojekt interessieren wird?“ fragte er mit einem böbisch behaglichen Schmunzeln.

„Ach, sei still, du — Hallunke!“ lachte sie.

„Hast ihn ja mal geliebt! Wie? — Hahaha! — Übrigens entschieden ein faux pas von dir! — Wie konntest du jemals einen so kompletten Dummkopf lieben, Kind!“

Seit diesem Nachmittag war der Doktor in Juliens Bann. Schamlos, gegen alle Vernunft, wider alle Ehre und Selbstachtung.

An einem wunderschönen, sonnigen Nachmittag spazierte er mit ihr und den Kindern den Feldweg entlang. Die Kinder liefen lachend und spielend voraus, sie gingen langsam hinter ihnen her.

Julie war in ihrem grauen Kleid und hatte einen Strohhut mit gerader Krempe und einem breiten schwarzen Band auf. Ihr Kostüm machte sie so lieb, jung und reizend ehrbar. Im übrigen aber sah sie mitgenommen aus und zeigte ein verstörtes Wesen, genau wie vor ein paar Tagen, als er sie bei ihren Morgeneinkäufen getroffen und der fleischer nicht mehr hatte borgen wollen.

Mit einem Mal brach sie los und fing an, über Lemke herzuziehen.

Ach, sie könnte nicht beschreiben, wie tief unglücklich sie wäre! — Die Kinder wären ihr Einziges. Sie wären noch ihr Halt. Wenn sie die Kinder nicht hätte, sie würde sich schon aufgehängt haben. — Alles laste auf ihr. — Sie müsse leben, wie sie mit Bäcker, fleischer und Kaufmann fertig werde. Er bekümmere sich um gar nichts. Und wenn er wenigstens nicht so voller Launen wäre und sie so quälte! — Ach, und was er alles für Anforderungen an sie stelle! — Rudolf könne sich

keinen Begriff machen! — Er wäre so ein Mensch! Gar nicht zu sagen! — So in jeder, jeder Hinsicht egoistisch! — Bis in den Mittag hinein schläft er. Dann liegt er den ganzen Tag auf dem Sofa umher und tyrannisiere sie mit seinen Launen. Und wenn er's erst mit seinen pessimistischen Grillen bekäme! Das wäre ganz und gar nicht zum Haushalten. — Den Tag über liegt er auf dem Sopha, isst, trinkt und raucht Shag, liest oder räsonniert. Am Abend geht er in die Kneipe und am frühen Morgen erst kommt er nach Hause. — Das einzige, was er zu ihrem Lebensunterhalt thut, ist, daß er sich Pläne ausheckt, wie er von anderen Leuten Geld heraus-schläge. — Was sie für Schulden hätten! Die Haare könnten sich einem sträuben! — Sie wundere sich nur, wo er alle diese Ideen herkräue und wie er's nur immer wieder möglich mache, Geld aufzutreiben. Aber hierin hätte er ein wahres Genie. — Immer wieder wisse er sich aus der Verlegenheit zu helfen. — Ach, das wäre schon ein Elend und Hundeleben! — Sie wär' das gar nicht gewohnt. Immer so ins Blaue hineinleben; wie in einen dicken Nebeldunst hineinzugehen. Der nächste Tag immer im Ungewissen.

Sie hatte wieder angefangen zu weinen, wie neulich. Zwischendurch hatte sie die Kinder gehütet, hatte sie gescholten, beruhigt, ihre kleinen Zwilte geschlichtet.

Er hatte sie zu trösten gesucht mit Worten,

die von irgend einer verrückten Hoffnung gestocht hatten. Sie hatte ihm zugehört. Ihr Gesicht hatte sich immer mehr aufgeheitert, und plötzlich hatte sie gelacht. Ein ganz wunderliches Lachen, das ihm eigentlich, er wußte nicht recht weshalb? ein wenig unangenehm war.

Aber sie hatte dann mit einem Mal seinen Arm genommen, und er fühlte, wie sie ihn leise, wie von ungefähr, gegen ihre warme, tiefatmende Brust drückte. Die Berührung machte ihn ganz unfinnig.

Und nun fing sie an, mit einer verkommenen, lächelnden Stimme von den früheren Zeiten zu sprechen. Und wie sie tausendmal bereut habe, sich von Rudolf getrennt zu haben. Aber, sie sagte es mit einem Schauer: er könne sich nicht vorstellen, was Lemke für ein sonderbarer Mensch wäre. Wenn man abergläubisch wäre, so könnte man geradezu von Zauberei sprechen. — Ach, sie hätte ja damals nicht anders gekonnt!

Und dann fuhr sie fort, mit einer weichen Stimme, die von wehmütigen, heimlichen Thränen vibrierte: nun, er habe sie ja inzwischen vergessen. Gott sei Dank! — Er habe da so eine schöne, glänzende Zukunft vor sich. Und er habe sie, weißgott! auch verdient. Niemand verdiene ein solches Glück mehr wie er. Er wäre ein so guter Mensch. O, im Himmel würde sie sein — sie wolle es ihm nur gestehen — wenn zwischen ihnen noch alles so sein könnte, wie früher!

Der Doktor schwieg. Vor unbändiger Erregung war es ihm unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen. Denn er liebte sie. Noch nie vordem hatte er sie so geliebt. — So gänzlich unsinnig! So mit Preisgabe jeder Vernunft. Und hundert Pläne und Entschlüsse gingen in seinem Gehirn herum. Nelly war gänzlich verschwunden. Er dachte daran, die Verlobung mit ihr aufzuheben. Und was alles! —

Julie schwieg jetzt. Schweigend schritten sie in den lichten Nachmittag hinein, durch all das werdende Lenzleben. Sie hing jetzt an seinem Arm und sang mit einer leisen, feinen, traumseligen Stimme ein sentimentales Volksliedchen, wie es früher bei ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen wohl ihre Gewohnheit gewesen.

Es nahm ihm den Rest seiner Fassung.



Und alles, alles stürzte in diesen Strudel seiner wiedererwachten Leidenschaft. Und in diesem unsinnigen Bann gab er seine Zukunft auf. Er hob die Verlobung mit Nelly auf; ja, er brach auch die Verhandlungen ab, die er des Fabrikunternehmens wegen pflog. Er war mit Julie übereingekommen, daß sie miteinander ins Ausland gehen wollten, und daß er dort seine Erfindung verwerten wolle.

Und endlich kam der Tag, der für die Ab-

reise festgesetzt war. Es war ausgemacht, daß sie am frühen Vormittag, während Lemke noch schlief, mit ihrem Gepäck zu ihm kommen sollte. Eine Droschke sollte bereit stehen, die sie zum Bahnhof bringen sollte.

Indessen: den Tag vorher hatte Julie noch eine wichtige Unterredung mit ihm gehabt.

Sie war sehr ernst gewesen und eine tiefe warme Teilnahme für Lemke und vor allen für das Schicksal der Kinder gezeigt. Sie könne sie nicht in dieser elenden Lage zurücklassen. Es wäre unmöglich. Keine ruhige Stunde würde sie bei ihm haben, wenn sie die unschuldigen Kinder im Elend wisse. Lemke habe ja diesen Zeitungsplan. Es sei diesmal wirklich eine reelle Sache. Ein Verleger habe sich gefunden. Alle Aussicht sei vorhanden, daß Lemke in einen ordentlichen Lebenswandel hineinkomme, wenn ihm die Sache gelänge. Kurz, es handele sich um eine Summe von ca. 6000 Mark, die dafür von nöten wäre u. s. w.

Der Doktor bewunderte ihren Edelmut; und noch an demselben Tage händigte er Julie die Summe ein.

Am anderen Morgen saß er und wartete auf sie zwischen seinen Gepäckstücken. Eine Stunde wartete er in die andere hinein. Julie kam nicht.

Als er halb von Sinnen sich zu ihr begab, fand er die Wohnung leer. Die Portiersleute teilten ihm mit, daß Lemkes über Nacht „gerückt“ wären . . .



Nebel.

Es war zwischen fünf und sechs Uhr abends. Eduard Grumkow wankte, vom Belle Alliance-Platze her, die Friedrichstraße hinauf. — Noch vor einem halben Jahre hatte er dort unten am Eingang des Apollo-Theaters mit seinem Zündholzkaften gestanden und gute Geschäfte gemacht. Denn ein grosser Teil des Publikums, das hier verkehrte, kannte ihn entweder persönlich oder wußte von seiner, gerade an diesem Orte interessanten Lebensgeschichte durch Hörensagen und liess seinen alten Ede nicht umkommen.

Denn zu seiner Zeit war er ein flotter Galantuomo gewesen, ein Lebemann und Schwerenöter, der in den Kreisen der Berliner Halbwelt seiner Gutmütigkeit und seiner unverwüftlichen Laune halber ausnehmend beliebt war. — Seines Berufes war er ein Kaufmann. Teils vermöge seiner Intelligenz, vielleicht aber auch, weil er das Glück hatte, Sohn und Erbe eines Millionärs zu sein, hatte er es in seinem vierundzwanzigten Jahre

bereits zum Prokuristen gebracht. In seinem dreißigsten war dann Papa Grumkow mit dem Tode abgegangen, und der brave Ede war mit einem Schläge Dreimarkmillionär.

Von nun an hatte Ede so recht eigentlich erst freies Fahrwasser, und so segelte er denn auch munter drauf los. — Immerhin liefs es sich an. Bis er drei Jahre drauf an die rote Lucie geriet. Die rote Lucie war ein langaufgeschossenes Weib mit eckigen Hüften und einem Gummibufen; mit grossen, kalten, rotbraunen Augen in einem weisgepuderten Pferdegesicht unter einem mächtigen Wirrbusch brandroter Haare. freilich mochte ja nun wohl unter Kennern ihre geradezu stupende Raffiniertheit schon eine Thalermillion wert sein, zumal sie ihre Künste mit einer leidenschaftslosen Gelassenheit betrieb, in der der gute Ede, der leider nicht ohne Phantasie war, die tiefere Eigenschaft einer genialen Welt- und Lebensverachtung witterte. — Dieser lebenswürdige Irrtum brachte ihn im Zeitraum eines Jahres um seine Million und für das nächste Jahr ins Hospital.

Nach abermals drei Jahren stand Ede am Eingang des Apollo-Theaters und verkaufte „schwedische Sturm- und Wachsstreichhölzer.“

Das ging so ein paar Jahre und er hatte dabei sein Auskommen. Schade, das er anfing zu trinken. Er hätte beste Aussicht gehabt, zum beliebten und wohlthutierten Original zu avancieren; aber der Alkohol fing an, ihn dumm zu

machen. Zudem begann er sich in seinem Heusaeren zu vernachlässigen. Und wenn er nun mit seinem struppigen Bart und seinem schmutzigen, zerrissenen Ueberrock, der womöglich die Spuren vom letzten Kinnstein trug, in dem er die letzte Nacht gelegen, unter der elektrischen Kugel am Portal stand und seine parfümierten Wohlthäterinnen mit seinem Alkoholatem anhauchte, fanden sie, die bis dahin dem braven Invaliden der Liebe nichts hatten abkommen lassen, das unmoralisch und entzogen ihm ihre Gunst.

Von da ab war der gute Ede zusehends vertrödelt. Jetzt war es Herbst und Ede ging mit dem Lumpensack.

Die letzte Nacht hatte er in der Gegend des schlesischen Bahnhofes kampiert. Es war eine rauhe, neblige Nacht gewesen. Mit steifen Gliedern und reisüberzogen hatte er sich aufgerappelt und, nachdem er aus Vergesslichkeit seinen Lumpensack preisgegeben, sich instinktiv dem Centrum, dem Tummelplatz seiner ehemaligen verliebten Abenteuer zugewandt. Zum Glück hatte er noch einen letzten Nickel gefunden, für den er sich in der nächsten „Destille“ ein wenig auftaute. — Aber es wurde ihm nicht viel besser. Er spürte so ein sonderbares Zittern in den Gliedern und zuweilen war ihm, als packten ihn unversehens unsichtbare Hände hinten am Rücken und wollten ihn im Kreise herumwirbeln.

Mühsam schleppte er sich durch die Straßen,

die mit ihrem Lärm seine Nerven und sein armes
blasses Gehirn schwindeln machten.

Wie durch einen Nebel schleppte er sich vor-
wärts. Um die Augen und die Nase, die schlaffen,
gedunnenen Backen herunter, in denen ein leises
Vibrieren war, spürte er ein merkwürdiges fades
Gefühl, und in der Herzgegend ging es ihm durch-
einander wie feine eisige Ströme, von denen ab
und zu es ihm mit einem plötzlichen Ruck und
einem jähen Schreck in das müde Gehirn fuhr. —
Aber die Sonne schien hell am klaren Himmel,
und wie der Tag vorrückte und sich erwärmte,
ward ihm ein wenig besser; und als er nun gar
in das Getriebe und die Atmosphäre seiner ge-
liebten Friedrichstraße geriet, bekam er beinahe
so etwas wie Haltung.

Heuserlich war er die schnurrigste Ruine
seiner Vergangenheit. Auf seinem dicken Kopfe
trug er einen alten perlgrauen Cylinder, fran-
zösische façon, den ihm gelegentlich, vielleicht in
einem Anfall von Humor, eine mitleidige Seele
geschenkt hatte. Sein dicker untergesetzter Körper
stak in einem gelbgrauen Herbstüberzieher. Er
hatte die Hälfte seiner Knöpfe verloren und war
oben am Halbe, um den ein unsagbar verblühenes,
grünseidenes Halstuch geschlungen war, mit einem
Bindfaden zusammengebunden. Verschmutzt war
er von all den Nachtquartieren im freien und
zerrissen; aber seine Schultern waren wattiert und
sein Saum reichte Ede bis weit über die Waden

herab. Ede trug gelbe Schnürschuhe, die mit Bindfaden zusammengehalten waren, und um die die Sohlen in Fetzen hingen. Sein gelbes Gesicht war schmutzig und gedunsen und von Falten zerfurcht. Unter den etwas vortretenden braunen Augen hatten sich von feinen Fältchen zerknitterte Säcke gebildet, und nach den Schläfen herüber zogen sich Krähenfüße, die seinem verpumpten Gesicht einen letzten Schein von Gutmütigkeit und Humor gaben. Unter der umfangreichen, lang herabgebogenen Nase hatte er einen dicken, schwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen sich unverwundlich nach oben gewöhnt. Die grau melierten schwarzen Haare bogen sich in zwei dunklen, freilich recht deranglierten Sechsen in die Schläfe hinein; dicke schwarze Brauen sträubten sich über den Augen.

Es hungerte ihn; aber so miserabel war ihm zu Mute, daß er nicht die Energie fand, zu betteln. Am Nachmittag brachte er sich nicht mehr vorwärts und kauerte sich in einem Thorgang in der Nähe seines geliebten Apollotheaters nieder, bis zu dem er sich instinktmäßig hingeschleppt hatte. Dort erkannte ihn ein vorübergehender Mime und warf ihm eine Mark zu.

Ede hatte eben wieder einen Anfall des merkwürdigen Schreckens gespürt, der ihm vorhin schon ein paar Mal von der Herzgegend nach dem Kopf geschauert war; er war aus seinem stumpfen Brüten aufgefahren, und da hatte er das Geld-

stück in seinem Schoße liegen sehen. Mühsam hob er seinen zitternden Kopf und glotzte umher. Er begriff nicht, wie das schöne blanke Geldstück so mit einem Male hergekommen war. Langsam, nach ein paar mißglückten Versuchen bekam er es endlich zwischen seine dicken, zittrigen Finger und hob es gegen die Augen.

Sie fingen an sich zu beleben. Ede begriff. Ein Markstück! Jawohl ein richtiges, echtes, funkelneues Markstück. — Noch einmal hob er seinen zittrigen Kopf und starrte umher. Aber nur ein bunter Nebel von Gestalten, Farben und Geräuschen zog an ihm vorüber. Niemand, der in seiner Nähe war und sich um ihn bekümmert hätte.

Und wieder starrte er das schöne, runde, blanke Geldstück an. Wie einen Talisman, wie ein Katholik die wunderthätige Reliquie eines Heiligen. Unklar regten sich in seinem Gehirn allerlei angenehme Vorstellungen. Sein jagender, schnaufender Atem ging in ein kurzes, raselndes Lachen über; seine Augenlider wullteten sich mit unzähligen behaglichen Fältchen zusammen; wie elektrische Ströme ging es ihm durch die Nerven.

Und mit einem Mal tauchte in seinem müden Gehirn die Gewißheit auf, er lebe noch mitten in seinen guten Zeiten.

Er fing an zu krabbeln, bis er sich glücklich auf seinen dicken kurzen Beinen hatte. — Ab, völlig stramm und schneidig, durchaus komfortabel

fühlte er sich. Er war mit einem Mal so bei Laune, daß er beschloß, sich eine Importe anzuzünden. Er suchte in der Seitentasche. Indessen — ärgerlich! — er hatte sein Stui vergessen.

Inbrünstig die Hand um die wunderfame Münze gepreßt, trippelte er mit kurzen, gezierten Schritten vorwärts und blickte mit einem lebenswürdigen und verbindlichen Lächeln in den Verkehr hinein. — Und wie warm und munter ihm das Blut durch die Adern lief! Wie elastisch sein Schritt war! — Er schwebte, schwebte förmlich! — Als er sich gelegentlich bei einem Schaufenster in einem Spiegel erblickte, und seinen grauen Cylinder, das grünseidene Halstuch und den langen Ueberrock wahrnahm, da war seine Illusion vollkommen.

Uebrigens war es gerade die richtige Zeit. Die Laternen waren angezündet, die Schaufenster hatten ihre Lichterpracht entfacht. Er überschnitt gerade die Leipziger Straße und geriet mitten in den Abendverkehr hinein; in diesen Abendverkehr, der, ach so sehr! sein geliebtes Element war.

Der Glanz der Cylinder, der Chik all der eleganten Promenadentouletten, die feinen Blitze von Ringen und Kravattennadeln, von Monocles, von dem silbernen Griff eines Spazierstöckchens, der Glanz einer Uniform: das alles elektrifizierte ihn förmlich. Und all die patente Weiblichkeit! — Unwillkürlich geriet seine Hand an die Schnurrbartspitzen. Ede Grumkow war im Himmel! —

Was war ihm nur gewesen? Er mußte schwer geträumt haben, lange krank gewesen sein?

Aber die Cigarre, die er vergessen hatte!

Elastischen Schrittes fühlte er sich zum Equitable hinübergehen, durch all die Menschen, Equipagen, Straßenbahnen, Omnibusse, Droschken, Reklamewagen und Töff-töffs hindurch; sicher und schneidig wie einen jungen Gott. — Drüben trat er bei Löser & Wolff ein, schritt mit Würde an den Ladentisch heran und bestellte sich zwei Importen zu fünfzig Pfennig. Die Kunden und der Kommis starrten ihn an. Es schmeichelte ihn.

Nach einem Zögern bekam er die Cigarren. Elegant wandte er sich dem Anzünder zu und setzte die Cigarre in Brand. Dann lüftete er leicht den grauen Cylinder und trat wieder auf die Straße hinaus, die Cigarre zierlich zwischen den Fingern.

Hm! Was nun? — Na! Zunächst mal nach „den Linden“! Dort könnte man ja wohl — er lächelte ganz selig — in die Passage-Bar eintreten, ein Schnäpschen trinken. Vielleicht trifft man einen Bekannten, setzt sich mit ihm an ein Tischchen, plaudert sich eins. — Aufgeräumt den Rauch seiner Importe mit einem kurzen Ruck durch die Naslöcher stoßend, schritt er das menschenwimmelnde Trottoir hinauf, der Passage zu, deren erhellte Fassade ihm wie ein Fanal entgegenstrahlte.

Nein, und die dicken Weibsen alle! Zum

Anknabbern reinweg! — O, Ede Grumkow ging das Herz auf.

Beim Café National traf er eine Blumenverkäuferin. Er erstand ein Blumensträußchen und empfand es mit einem Mal als ein unabweisliches Gebot der Galanterie, es unter einem zierlichen Kompliment einer von diesen holden Damen anzubieten, die eben im Begriff stand, die Stufen zu dem Café hinaufzusteigen.

Merkwürdig! Sie glotzte ihn an und prustete ihm ein lautes Lachen ins Gesicht.

Etwas mißgestimmt schritt er weiter, sich nach einem Weibchen das Bouquet in das Knopfloch steckend.

Er erreichte die Bar, nachdem er die Passage durchschritten, trat ein und bestellte, um sich von dem Korb zu erholen, den er da eben zu schleppen bekommen, noch ein wenig mißgelaunt, einen Maraschino.

Aber, fatal? — Im nächsten Moment war er schon wieder auf der Straße.

Eh! — Hm! Was war ihm denn? Und wieder war ihm der wunderliche Schreck durch die Nerven gefahren, und wieder rannen ihm die feinen eisigen Blitze in der Herzgegend durcheinander, und von hinten packten ihn die unsichtbaren Hände. Und die Strafe schwamm so? Ging so im Kreise?

Na! — Es war — Nebel geworden. Ein feuchter Nebel qualmte. Die elektrischen Laternen

bei Café Bauer und hinten gegen das Brandenburger Thor zu, die Baumwipfel drüben in der Mittelpromenade waren völlig verdunstet.

Aber hatte er denn nicht eben einen Marasquino bestellt und getrunken? — Gewiß! Jemand hatte ihn doch eben noch zur Thür hinauskomplimentiert. Da mußte er doch wohl einen Marasquino getrunken haben.

Mechanisch ging er weiter. Aber seine Kniee zitterten.

Unter der Stadtbahnbrücke bei Bahnhof Friedrichstraße, neben dem Franziskaner fand er eine Destillation. Das warme, trübrote Licht, die Flaschen im Schaufenster mit dem magisch bunten Schimmer ihrer Getränke thaten es ihm an. Es froh ihn. Der Frost schüttelte ihn am ganzen Körper. Er mußte ins Warme.

Er trat ein, setzte sich auf eine Bank, bockte zitternd und trank so viel er bekam.



Gegen zehn Uhr kauerte er in einem Winkel am Reichstagsgebäude. Er froh ganz erbärmlich. Es beutelte ihn ordentlich. — Und alles war in so einen dicken, gelben Nebel gehüllt, quirlte und qualmte und ging in schnurrigen Spiralen durcheinander; mit großen trüben Lichtkreisen.

Ede Grumkow starrte in den Dunst hinein. Er lächelte. Es war ihm zu Mute, als wenn er

58

sanft gewiegt würde. Und dann wurde ihm warm; eine wunderbare Wärme fing an, ihm durch den ganzen Körper zu gehen. Und seine Adern pochten so schön. Bis in die Schläfen hinein.

Aber was hochte er denn eigentlich hier? Was war denn das eigentlich für ein origineller Einfall? — Na! Er wollte denn doch aufstehn! Es konnte übrigens möglich sein, daß er sich eine Erkältung weggeholt hatte. Er wollte aufstehen, nach Hause gehen und sich zu Bett legen.

So ein allerliebstes Junggesellenlogis befals er! Und die schöne himmelblauseidene Steppdeckel — Und der Correggio überm Bett! — Hebel! — Aber nein, der Delobel! — Nicht doch! Der — Donnerwetter, wie hieß denn doch der Kerl — der Franzose, der die dicken Balletteufen malt?

Jaja! Draußen quirt und qualmt der Nebel; und er braut sich erst noch einen soliden Schlummerpunsch, und — zieht dann die Decke über die Ohren. — Habaha!



Er liegt so schön mollig in den Federn und träumt; hat so einen wunderschönen Traum. — Aber welcher Esel macht ihn denn da mit einem Mal wach?! — Er fährt in die Höhe und glotzt. — Vor ihm blitzt etwas. Eine dicke, schwarze

Masse beugt sich über ihn. Und — Ach! Leute?!
Ja, was denn nur?!

„Na, kommen Sie mal, lieber Freund! —
Können Sie in die Höhe?! — Na, die Charité
ist ja hier gleich in der Nähe! — Kommen Sie
mal! — So! Hupp!“ . . .

Zehn Minuten später wankt er, halb gezogen,
halb geschoben — eine breite Treppe hinauf und
wird in einen Raum geführt, in dem zwei gelbe
Gasflammen flackern und aus dem ihm ein warm-
feuchter Dunst entgegen weht. Es rauscht und
dampft etwas. — Er wird entkleidet und in eine
Wanne gehoben. — Ach! ist ihm wohl! — Und
nun ist er wieder heraus; bekommt ein schönes,
reines, kühles Hemd an; wird ja wohl in einen
schönen, großen Saal geführt. — Ach, das ist ja
doch, weiß Gott! eine geschickte Idee gewesen,
dass er einen Taxameter genommen und nach
Haus gefahren ist! —

Aber da kommt so ein wunderlicher junger
Mann in einem langen, grauen Kittel, mit einem
hohen Haarbüschel und einem Pincenez auf der
Nase, bückt sich über ihn, fixiert ihn; fasst ihn an
den Arm und fängt an, alles Mögliche zu fragen,
das Ede nicht versteht.

Ede Grumkow ist sehr ärgerlich. Wer hat
nur den jungen Menschen hereingelassen? Er will,
zum Kuckuck! schlafen.

„Oh — darüber werde ich Ihnen morgen früh
ganz spezielle Auskunft geben!“ sagt er, mit der
60

ihm eigenen Höflichkeit; aber seine Stimme knarrt ein wenig; so im Leutnants-Staccato; und er wendet sich gegen die Wand. „Ganz — Spezielle — Huskunt!“

Aber am nächsten Morgen war der gute Ede Grunkow tot.



Nip.

Weit draussen, im äussersten Norden von Berlin, hauste Martha Oemke in der öden Odersberger Strasse. Von, weifs der Kuckuck! was für einer zweifelhaften Witwe und Privatiers, die Melanie Müller hiess, hatte sie ein Mansardenzimmer gemietet, das auf einen engen Hof hinaus lag. Die unverschämt hohe Pension — sie belief sich auf ca. 10 Mark pro Tag — verdiente sie leidlich ohne Mühe, denn ihr Ruf ging weit. Wäre sie raffiniert und darauf aus gewesen, sie hätte, im Verstande eines solchen Lebenswandels, gar wohl ihr Glück machen können. Aber von jeher, von ihrem ersten, übrigens frühen, Erwachen an, war die Liebe in ihr ein wildes, fressendes Feuer gewesen, von dem sie langsam aufgezehrt wurde. Sie war Prostituirte von Bestimmung. Es war ihr Schicksal von Mutterleibe an. Sie war frei von Geldgier und jeder anderen Leidenschaft, ausser eben dieser wild besinnungslosen Lustgier, von der sie vernichtet wurde. —

Eigentlich war Martha Oemke von guter Herkunft. Ihr Vater war Beamter gewesen und hatte Erziehung genossen. Leider aber war er auch ein mafsloser Durchgänger gewesen; und es mochte schon sein, dafs Martha ihre unheilvolle Anlage von ihm geerbt hatte.

So bedenklich sie indessen auch bereits heruntergekommen sein mochte: ihr Heulseres war noch immer interessant, wenn nicht gar sympathisch. Sie kleidete sich schlicht und unauffällig, hatte eine korrekte und anständige Ausdrucksweise, und die unheimlichen Anzeichen ihrer Anlage, die ihr wie ein Kainsmal aufgeprägt waren, wurden gemildert durch den unverkennbaren Ausdruck einer seelischen Unrast, in der sich wohl ihre edleren Anlagen kundgaben. Wenn das hervorbrach, so konnte sie stundenlang, von heftigen Weinkrämpfen geschüttelt, auf ihrem Bett liegen, niedergedrückt von der Schmach ihres trüben Loses.

Sie war ein kleines Persönchen von ausgeprägt nervöser Konstitution, und mit übermäfsig ausgebildeten runden Brüsten an einem hager gebauten Brustkasten. Mit flinken, trippelnden Schritten pflegte sie nachts, ihren Schirm unterm Arm, an den Häusern hinzuhulden; mit ihren grossen schwarzen Augen, die ein wenig vorstanden, starr vor sich hinblickend. Sie dunkelten unter dichten Brauen in einem schmalen, blassen Gesichtchen. Eine dicke Fülle nufsbraunen Haares von roten Strähnen durchzogen, umhing es mit

66

langen dunklen Lockenringeln. Ihr Kinn war spitz nach vorn geschoben, ihr Mund groß und sinnlich, von einem schmerzlichen Ausdruck umhaucht, der von „Kennern“ besonders pikant gefunden wurde; nicht minder wie die unbeschreibliche und sehr geschickte, klug-nervöse Beweglichkeit ihrer winzig kleinen, gutgeformten Händchen.

Martha hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß sie in ein paar Jahren an der Schwindsucht sterben werde; aber es sollte anders mit ihr zu Ende gehen.

Ihr Ein und Alles, ihr kleiner Abgott, ihr Liebster auf der Welt, war außer einer alten, buschigen Judenmyrthe mit breiten, glänzenden Blättern, ein bejahrtes Kanarienhähnchen. Es hieß Nip und war ehemals ein vorzüglicher Harzer Roller gewesen. Jetzt vermochte es freilich nur noch hin und wieder ein dünnes Liedchen zu trillern. Aber es war Marthas schönste Freude, ihren alten Nip singen zu hören; etwa, wenn sie tagsüber in ihrem Bett lag und in der alten zerlesenen lyrischen Anthologie oder in einem Hintertreppenroman blätterte; angethan mit einem lilafarbenen Seidenhemd, die langen braunen Locken wirr um das blasser Gesichtchen herum, das immer magerer wurde, eine türkische Cigarrette rauchend. — Nip war zwar schon ein bißchen mauferig und hatte einen kahlen Hals: aber Martha hatte den Defekt geschickt durch ein winziges blauseidenes Schleifchen zu verdecken gewußt; und wer ihr

freund sein wollte, mußte zugestehen, daß Nip das reizendste Geschöpf von der Welt wäre. Es war Nip bisher auch von jedem ein solches Lob zuertheilt worden . . .

Nun war es in einer Sommernacht gegen Morgen. Der Vollmond stand am Himmel; sein Glanz drang breit zu den weitgeöffneten fenstern herein und legte sich in ihre Nische, versilberte die alte Judenmyrthe und weckte Nip, der anfang leise zu zirpen.

Martha ging heute nicht mehr aus, hatte auch schon der ehrenwerten frau Melanie Müller die Pension für den nächsten Tag eingehändigt und lag nun der Länge nach auf ihrem Bett. — Es war schwül und stickig im Zimmer. Unfäglich öde fühlte sie sich. Von der Herzgegend zuckte ihr ein beinah unerträgliches Angstgefühl durch alle Nerven. Das alles bedeutete die Depression, die sie stets nach ihren Paroxysmen durchzumachen hatte. Aber das wurde jetzt immer schlimmer. Noch nie war es so böse gewesen wie heute! — Ein schwüles, glühendes Gefühl spürte sie über den ganzen Leib, das ihr die Kehle zusammentrocknete und sie stickte. Ihre Stirn brannte in zuckenden Gluthen. Es war, als wenn etwas Unsichtbares sie unausgesetzt ärgere und peinigende, irgend ein heimlicher Teufel. — Ein paar Mal kreischte sie laut auf vor unerträglichem Pein, rautte sich die Locken und kratzte sich lange, blutige Striemen über die Brust weg. Blutropfen

68

klebten an ihren fingerfpitzen. Sie fühlte ein herzhaftes Brennen, das ihr Erleichterung verſchaffte.

Hoh, und außerdem — Oskar! — Jeden Moment mußte er da ſein; und würde doch diesmal mindestens zehn Mark von ihr haben wollen, da er heute Geburtstag hatte. Und ſie beſah nur noch ein einziges Zweimarkstück von ihrer heutigen Einnahme. Sicher würde er ſie halbtot ſchlagen. Sie hatte ihn ſo verwöhnt. —

O Gott, war das ekelhaft! — War das alles unausſprechlich widerwärtig! —

Bei jedem Laut zuckte ſie zuſammen und zitterte am ganzen Leibe.

Endlich klopfte es. Martha fuhr mit einem nervöſen Schreck jäh in die Höhe. Im nächſten Moment ſchob ſich Ehren-Oskar in das Zimmer.

Er war ein langaufgeſchaffener, ſchmalbrüſtiger Bengel von zweiundzwanzig Jahren, ſemmelblond, mit einem ſpitznaſigen, ſommerſproſſigen, blassen Berliner Vorſtadtgeſicht. Ein paar kleine gelbe Augen ſtanden zu dicht bei einander gegen die ſchmale Naſenwurzel hin, boſhaft verſchmitzt unter einer knochig vorſpringenden, niedrigen Stirn, ſo daſs ſein Geſicht den Ausdruck eines groſsen, boſhaften Affen zeigte. Er hatte ein niedriges, ſteifes Filzhütchen auf mit einer breiten, gebogenen Krempe, und um ſeinen langen, vlämiſch vorgeſtreckten Hals war ein hellblaues Seidentuch mit grünen Tüpfelchen geſchlungen. Eine Herrlichkeit

waren keine orangefarbenen Plüschschuhe, auf denen carminrot zwischen lichtblauen Vergiftseignen nicht die verschlungenen Symbole von Glaube, Liebe, Hoffnung prangten. Er trug ein hellbraunes, schlottriges Jackett und weite, schwarzsammetne Hosen.

Ohne zu grüßen, die Hand in der Hosentasche, schlürfte er auf den Tisch zu, wo immer einige Cigarren oder Cigaretten lagen, die Martha für ihn zusammenbettelte. Er fand und bediente sich. Eine Cigarette zwischen seinen dicken, von steifen rötlichen Schnurrbartborsten umstarrten Lippen, fing er an, mit ihr des Geldes wegen zu verhandeln.

Am ganzen Leibe zitternd, schob Martha ihr Händchen in den langen, schwarzen Strumpf und holte langsam das Zweimarkstück hervor; und mit einer unsagbar rührenden Stimme, die Schultern unwillkürlich bereits halb geduckt, um Entschuldigung bittend, hielt sie ihm das Geldstück hin.

Oskar riß seine kleinen Augen auf, so weit es nur ging.

„Was?! Det wäre allens?!“

Ja! Sie könnte es ihm zuschwören! Ihr heiligstes Ehrenwort gäbe sie ihm. — Es thäte ihr ja so sehr leid. Aber sie hätte heute wirklich nicht mehr.

Ehren-Oskar verlor kein Wort. Er hieb mit seiner breiten, knöchigen Tatze nur aus aller Kraft

auf ihre hingestreckte Hand, das das Zweimarkstück über den Fußboden hinrollte.

„Also, keene fiffematenten machen! — Jeld 'raus! — Det war ja natierlich allens man so'n fauler Zauber!“

Sie schluchzte, beteuerte, bat, flehte. Sie fiel ihm schließlich vor die Füße und rang die Hände zu ihm herauf. — Morgen! Morgen sollte er ja so viel haben, wie er nur wolle.

Die Hugen des Bengels sprühten vor giftiger Wut. So maßlos wütend war er, das er nicht ein Wort herausbrachte. Seine Brust hob und senkte sich, seine ungefügen Hände hatte er zusammengeballt; Schaum stand vor seinem dicken Mund. So starrte er sie an. — Schon wollte er auf sie einschlagen, da fing plötzlich Nip in seiner Nische an zu trillern.

Der Bengel hörte es. Er zog den Fuß zurück, mit dem er eben Martha hatte einen Tritt verletzen wollen. Ein teuflischer Einfall war ihm gekommen. Und ehe Martha, die das Gesicht in den Händen, in sich hineinschluchzend und am ganzen Leibe zuckend am Boden kauerte, ahnte, was geschehen sollte, hatte er Nip auch schon aus seinem Bauerchen geholt und stiefs ein lautes Höngelächter aus.

„Da! — Kiek'! — Kiek'!“ brüllte er. „Kiek' mal, du! — Dafs mal eens uf! — Hahahaha!“

Mit einem angstvollen Blick sah Martha auf. Aber in diesem Moment fasste er Nip auch

schon am Kopf und am Schwanz und drehte ihm mit einem flinken Ruck den Kopf ab.

Mit einem gellen Schrei fiel Martha ohnmächtig lang auf die Dielen.

Ehren-Oskar, der noch immer sein brüllendes Gelächter ausstieß, klaubte schnell das Zweimarkstück auf, griff nach der Wasserkaraffe, goß sie ihr über den Kopf, versetzte ihr noch einen Fußtritt und schob sich aus dem Zimmer.

Martha kam zu sich, raffte sich auf und lief zu Nip hinüber. Aber wie sie die kleine, blutbefleckte, gelbe Federmaße sah, fiel sie in eine zweite Ohnmacht.

Als sie erwacht war, kniete sie lange auf dem Fußboden und starrte vor sich hin. Plötzlich aber gab sie einen Laut von sich, den unbeschreiblichen Laut eines unermesslichen Ekels, erhob sich mit einem hastigen Ruck und stürzte zum Fenster. — Einen Moment starrte sie in die mondlichte Tiefe hinab; plötzlich stieß sie ein lautes, weinendes Lachen hervor; ein zuckender Anlauf, die Augen geschlossen; und im nächsten Augenblicke schlug ihr Körper unten auf den grauen Asphalt des Hofraumes . . .



Im Hausgarten.

An einem der letzten Sonntage war ich gegen Mittag bei Herrn Bürger. Vielleicht kann sich dieser und jener der werten Leser befinden. Ich habe ihn gelegentlich schon einmal vorgestellt, und er hat sich damals zu meiner Freude manchen Freund erworben.

Ab und zu besuch' ich ihn ganz gern mal. Er ist in seinem Typ Reinart. Das ist so interessant. — Man wird sich entfinnen: er hatte als Unteroffizier begonnen, war dann Kantinenpächter geworden, hatte sich Sparkröten zurückgelegt, dann gelegentlich einer Petroleumhauffe sein Glück gemacht und war reicher Mann geworden.

Sicher hat er ja nun wohl seine Schwächen. Er kann sich, im Gegensatz zu seiner Gattin Bertha, die sehr für Bildung ist, nicht damit befreunden, das Fräulein Martha, seine Tochter, französisch und englisch lernt, Klavier spielt, nach Flieder duftet und Bonbons knabbert; es erregt

seine väterliche Sorge, daß sein ältester Sohn Rudolf, trotzdem er nun bereits Primaner ist, noch nicht mal so viel Intelligenz vermag, einen fehlerlosen Bierkat zu spielen; er ist nicht zufrieden damit, daß der junge Herr studieren soll. Indessen, Herr Bürger hat seine vier Spezies am Schnürchen, man ist bei ihm vorzüglich zu Mittag — Frau Bertha war vormals Köchin in einem renommierten Berliner Hotel — und ist so außerordentlich praktisch und vernünftig. Er ist kürzlich Stadtverordneter geworden und segelt momentan auf den Logenbruder los. Und er ist — das ist so wohlthuend! — einer der wenigen aufrichtig glücklichen Menschen, die ich bis daher im Leben angetroffen habe. Kurzum: ich habe eine kleine Schwäche für Herrn Bürger. — Er sieht mir den bedenklichen Fehler meines Berufes nach; und, obgleich er mich einen Mystiker und Idealisten zu nennen genötigt ist, schenkt er mir dennoch so etwas wie ein väterliches Wohlwollen.

Er hat mir in seiner biederer Weise die Hand gedrückt und dirigiert mich in den Hausgarten. Er selbst wird erst nachher nachkommen, weil gerade der Barbier da ist.



Den Blumengarten mit dem Springbrunnen, um den sechs steinerne nackte Putten sitzen, die mit einer graugelben Oelfarbe gestrichen sind,

dafs es sich ausnimmt, als wären sie mit holländischer Sauce übergossen, passiere ich, ohne mich aufzuhalten. Denn es ist angenehmer, zu dieser Jahreszeit hinten im Obftgarten zu verweilen.

Gleich bei dem Stacket, das den Zier- vom Obftgarten trennt, steht eine massive Bretterlaube. — Wie ich die Stacketthür öffnen will, höre ich Stimmen in einem sehr lebhaften Disput. Die eifften Primanerbälle! — Diese Jungemanns-Stimme, der man anmerkt, dafs sie noch nicht gar lange über ihre Mauferung hinweg ist und deren Timbre in allen Fällen noch nach Bass wirkt. Man hat, wenn man sie hört, stets die leife Befürchtung, sie könne unversehens in den Diskant überkippen. Und so etwas Hartiges, Eifriges, Lautes ist in ihr, so ein possierlich jungberdiges Selbstbewußtsein.

Mich hat der Schalk. Ich lasse, um mich nicht zu verraten, die Thür offen und laufche, was die jungen Herren miteinander haben; denn eigentlich nimmt es sich aus, als wenn sie sich ganz kreuzgefährlich in den Haaren lägen. Aber es ist nur ein philosophisch-religiöser Disput.

Es handelt sich um den ontologischen Beweis vom Dasein Gottes und den heiligen Anselm von Kanterbury; und sie haben den Herrn Religionsprofessor vor. Aber gründlich! — Der Herr Religionsprofessor ist zugleich Lehrer im Deutschen für die beiden Primen und geschätzter Mitarbeiter

im Sonntagsblatt der Provinzialzeitung. Dort bringt er sehr gelehrte und geistreiche Reiseskizzen aus Italien unter dem interessanten Pseudonym Dr. Hannibal Müller. Hannibal, weil er, wie weiland der große Held der Karthager, die Alpen überstiegen; Müller aus Bescheidenheit; das ganze Pseudonym ein würdiges Selbstbewußtsein bekundend, das bei einem so klugen und gelehrten Herrn mit einem so stattlichen Vollbart und Embonpoint lediglich selbstverständlich. — In diesem Disput indessen, den ich da augenblicklich etwas hinterrücks belauschte, heißt er weder Hannibal Müller noch sonstwie, sondern einfach und schlichtweg „der Pauker“! — Ach, die jungen Leute unter sich! Da kann man was hören und erleben! Ordentlich zum Schamrot werden! — Was wir Erwachsenen für Bananen, Botokuden, Philister, Idioten und Ignoranten sind! — Da kann man erfahren, wie man schon längst abgethan und überwundener Standpunkt, vieux jeu ist.

Nun also: „der Pauker“ ist „selbstredend“ Anselmift. Und das ist „selbstredend“ das „Allerbildsinnigste“, was man sein kann. Die beiden Begriffe „in intellectu“ und „in re“ werden gründlichst ventilirt. — „Si enim vel in solo intellectu est, potest cogitari esse et in re, quod maius est“ . . .“ u. f. w. u. f. w. — Nach dem „Pauker“ müßten, wird tiefinnig vermittelt eines wunderbaren Bauwerks von Syllogismen, mit so köstlichen Ellipsen, festgestellt, die beiden Begriffe

intellectus und in re geradezu identisch sein, was „selbstredend“ in sich Nonsens. Kant wird citirt, Häckels „Welträtsel!“ Mir stehen die Haare zu Berge. Noch nie in meinem Leben bin ich mir so ungebildet vorgekommen! . . .

Im übrigen ist es recht Stimmungsvoll, hier in diesem Hinterhalt zu stehen. Ab und zu fällt eine reife Birne, ein Apfel, eine Pflaume ins Gras; und von fern kommt durch die lauen sonnigen Lüfte das Geläut der Domglocken herüber.

Aber wie denn?! Mit einem Male sind ja die beiden jungen Herren in ihrer Laube bei den beiden Selektanerinnen Grete Martens und Olga Behrens? Es wird getuschelt. Und dann plötzlich dieses wunderbar halbwüchsige, geräuschvolle und köstlich talbernde Lachen. Jetzt ein fetzen aus einem Kommerlied. Ein Schweigen. — Ein Gähnen. — Ein Räkeln. — Ein Lachen. — Und nun treten die beiden Jünglinge aus der Laube hervor, die Arme untergehängt, Orest und Pylades! Rudolf Bürger und Paul Schwartzkopf! Zwei langaufgeschossene, kräftige junge Leute; der eine in einem grauen, der andere in einem reifarbenen Jackettanzug. Die Köpfe ein wenig vorgeneigt, die eine Schulter vom Büchertragen und dem Hocken auf den „Subfellen“ ein wenig überhängend; zwei echte Primaner. — Rudolf Bürger trägt ein Pincenez, Paul Schwartzkopf hat eine Brille aus Kristallglas auf der Nase. Rudolf hat

einen dunklen Krauskopf, Pauls semmelblonde Haare stehen in einem borstenartigen Büchel steif in die Höhe. An der rechten Backe hat er sich blutig gekratzt, denn sein breites, stumpfnasiges Gesicht ist voller Pickeln. — Und ihre Gesten! Das sonderbare taschenspielermäßige Schwenken der Hände, das sie sich vom Lexikonwälzen und vom eiligen Umblättern der „Eiselsbrücke“ unter der Platte der „Subsellie“ angewöhnt haben! — Sie begrüßen mich sehr ehrerbietig, mit einer Tanzstundenverbeugung, verlegen mit einem Mal wie zwei Backfische.

Wir wechseln ein paar Worte. Dann gehen sie hinter in den Garten, und ich setze mich in die Laube, Papa Bürger zu erwarten . . .



Der Obstgarten ist ein prächtiges Stück Land, wohl einen halben Morgen groß, oder mehr. Gegen die nachbarlichen Grundstücke ist er durch solide Staketete abgegrenzt. Es giebt hier nur Obstbäume und Gras. An den Wegen und an den Staketen hin aber wachsen Stachelbeer-, Johannisbeer- und Himbeerbüsche.

Die Luft ist mild, sonnig und still. In reinen Schwingungen trägt sie alle Laute herbei: das mächtige Geläut der Domglocken, das Surren der Tauben in der Nachbarschaft, das Gackern der Hühner, ein Lachen, ein lautes Gespräch in einem

80

nachbarlichen Garten, das Klaffen eines Hundes. Oder man hört das dumpfe Plumpfen einer fallenden Baumfrucht. — Und die Luft, in diese Farbenpracht zu blicken! — Unten der weite grüne Rasenteppich, gesprenkelt von den Farben des Fallobstes und des welken Laubes mit seinen schönen Abstufungen von Braun, licht Bernstein-gelb und Karminrot. Die Baumstämme wirken in all der Farbenpracht ganz Schwarzgrün. Und um ihr Geäst und Gezweig die lichte Herrlichkeit des Laubes, durchspielt und transparent von der hellen Mittagssonne, und hineinladend in die tiefe, reine Himmelsbläue.

Doch jetzt nahen Schritte; kurze, energische Schritte, die eine so kerngefunde Agilität verraten. Vom Blumengarten her knirschen sie über den Kies. Jetzt klappt das Holzgatter, und im nächsten Augenblick steht Herr Bürger, frisch rasiert, eine weiß- und braungewürfelte Seidenmütze auf, rot und frisch wie ein Borsdorfer Apfel im Eingang der Laube. Unter dem einen Arm eine Kiste mit Zehnpfennig-Cigarren, unter dem anderen eine Flasche Brauneberger. Seitdem er Thaler-Millionär geworden, setzt er mir wohl gelegentlich einen Mosel- oder Rheinwein vor; bis dahin hatte es ein Glas Münchener gethan.

Wir machen's uns bequem.

Herr Bürger schenkt ein, unter einem Hymnus auf seinen Weinkeller.

„Ich störte vorhin die jungen Herren,“ sage

ich nach einer Weile. „Wissen Sie, von was Sie sprachen? Sie diskutierten den ontologischen Beweis vom Dasein Gottes des Anselm von Kanterbury.“

„Schauerhaft! Gräßlich!“ fängt Herr Bürger sogleich mit einer kläglich-stimmigen Stimme an zu lamentieren. „Was soll nun aus diesem Menschen, diesem Rudolf werden! Ich bitte Sie! — Ich sage Ihnen, Verehrtester!“ — Herr Bürger lehnt sich in den Gartenstuhl zurück, legt zuerst das rechte Bein über das linke, dann das linke über das rechte, dann nochmals wie zuerst und dann nochmals wie vorher, faltet die runden Hände auf dem Magen, dreht die Daumen und stößt einen tiefen Seufzer aus. — „Werden Sie nie Vater; Nie! — Ueberhaupt verheiraten Sie sich nicht! — Ontologischer Beweis!“ — Es ist ein Zeichen von Herrn Bürgers Intelligenz, daß er solche ihm unbekannte Ausdrücke sehr schnell auffaßt und richtig ausspricht — „Ich bitte Sie! Ich werde beantragen, daß dieser Religions-Professor unter Kuratel gestellt wird! — Wozu brauchen wir noch Religion! — Wir haben die Wissenschaft! Wir haben die Politik! Wir haben vor allen Dingen die Technik! — Wozu da noch Religion? — 's ist ja alles da, Verehrtester! Is ja alles da! — Wissenschaft, Technik und Politik! — Aber meinen Sie, Verehrtester! ich könnte diesen alten Menschen, diesen Rudolf dazu bringen, die Parlamentsberichte zu lesen? Ich bitte Sie! Ein Primaner!“

82

— Ein moderner Primaner muß sich einfach für die Parlamentsberichte interessieren, wenn er ein einigermaßen gesund funktionierendes Gehirn haben will. — Wenn ich überhaupt für einen modernen jungen Mann ein Ideal aufstellen soll — und ein junger Mann muß einfach ein ideales Vorbild haben! — so wäre das Eugen Richter. — Ein junger Mann, der ein tüchtiger moderner Staatsbürger werden will, muß unbedingt die Reden Eugen Richters studieren. — Aber, mein Gott!“ — Herr Bürger springt plötzlich wie von der Tarantel gestochen in die Höhe. — „Da sind ja die Cochinchinas im Garten und wollen durch den Zaun! — Dieser Kerl, mein Nachbar Brügge- mann, vergiftet mir ja die Tiere einfach! — Er verliert nämlich in diesen Tagen einen Prozess an mich“ rief er noch, indem er schon mit seinen kurzen, dicken Beinchen eiligst durch den Garten hampelte . . .



Selma und die Hampelmänner

Eine Charakterstudie ♣ ♣

Selmas Vater war ein im Dienst invalid gewordener Eisenbahnschaffner. Er besaß Geschick zu allerlei Schnitzereien und Balteien, Mutter wusch und nahm Gelegenheitsarbeiten an, und von dem, was bei alledem herauskam, fristete die familie schlecht und recht sich durch. Sie wohnten draussen im Norden in einer Hinterhausmanfarde der Reinickendorfer Strasse.

In der Weihnachtszeit fabrizierte Vater Schnarren und Waldteufel und schnitt Hampel-männer aus, die er auf Pappe klebte. Mit dieser Industrie verteilte sich sein ziemlich zahlreicher Nachwuchs in den Revieren des Centrums, wo das Weihnachtstreiben das lebhafteste ist.

Selma pflegte ihren Stand in den Kolonnaden des Museums zu haben, dicht bei der Kaiser-friedrichs-Brücke. Am fusse des Museumsgedäudes, um den Dom herum, durch den Lustgarten, gegen das mächtige graue Maffiv des

Königlichen Schlosses und die Schloßbrücke hin, raufchte das kunterbunte Weihnachtsgetriebe zwischen den zahllosen Buden mit all' ihrem flickernenden und lackierten flitterkram. Weit und breit dehnte sich abends der trübrote Dunst der zahllosen Lampen und Lichter und legte sich auf die mächtigen fronten all der Prachtgebäude. Auf dem Platze zwischen Brücke, Dom und Museum ragte ein ganzer Wald der prächtigsten dunkelgrünen Weihnachtsbäume; und zwischen ihnen, auf den Wagen der fliegenden Händler, lachte rotbackig die hochaufgehäuften fülle der Äpfel unter den rot lobenden Zungen der Oellampen. Und süsse Düfte nach Obst, frischgebackenen Pfannkuchen und lackierten Spielwaren wehten herüber.

Das war eine Herrlichkeit zu schauen! Wenn Selma nur nicht so gottserbärmlich gefroren hätte in ihrem dünnen Kleidchen! Denn: kaum das es bei ihnen zu Hause zu einer Rüschenkapuze und ein paar grobwoollenen Pulswärmern langte.

Aber Selma hatte von der Natur ihre Gaben. Das alte verblichene und abgetragene russischgrüne Kleidchen verhüllte das prächtige weisse Ebenmaß eines jungen Psyche-Körpers, der alle Anlagen zeigte, sich einst zu aphroditischer Pracht auszureifen. Ein Krausgelock von köstlichem Weizenblond umflimmerte unter der Kapuzenrüsche vor eine kleine, klare und allerliebt trotzige Mädchenstirn. Zwei süsse, gesund-weiße

88

Bäckchen rundeten sich zu dem kräftigen, kleinen Kinn herab, und zwischen ihnen stand ein prächtiges, rotes Schnäuzchen offen, verwundert und mit einer naiven, kindlich intelligenten Gier. Weiße Zähne blitzten aus ihm hervor, und darüber lugte ein reizendes Schnüffelnäschen neugierig in die Welt. — Das interessanteste aber waren ihre Augen. Zwei große, graugrüne, eulrunde Augen mit einem festen und gewissen Blick, der etwas von der schlagfertigen Dreistigkeit und intelligenten Unverfrorenheit der Berliner Vorstadt hatte, und einem glücklichen oder bedauernswerten, wie man nun will, Mangel an jedwedem „Vorurteil“ verriet und eine besondere Art von Unschuld, der kein Erlebnis, welcher Art auch, im Grunde etwas anzuhaben vermag. — Mit diesen Eigenschaften sollte die wehrhafte kleine Vorstadtdirne „ihr Glück machen“ . . .



„Dampelmänner! Dampelmänner! Kauft Dampelmänner!“

Selma lehnte an ihrer Säule und hielt, auftrampelnd und die Füße aneinander reibend, mit ihren frostroten Händchen ihre Ware den Vorübergehenden entgegen. Da war Napoleon III. mit einem gewaltigen kohlschwarzen Schnauz- und Knebelbart; ein dicker Börslaner mit einer mächtigen krummen Nase und einer geblühten Weste; Kasperle, ein Gardegrenadier, ein Eigerl mit

einem winzigen Hütchen und einer ungeheuren buntgeblühten Kravatte; ein Maler mit einem riesigen breithrempigen Hut und einer gewaltigen Palette, aus der die Pinsel wie Speere hinter einem Schild emporstarrten, und, weiß Gott! was noch alles für kuriofes Mannsvolk ihr mit wackelnden Gliedmaßen von dem eckigen Hermden herniederbaumelte. —

Die Luft wimmelte von Milliarden weißer Bienen. Die schwarzen Weihnachtstannen ragten wie überzuckert und blitzten von tausend Krytallen. Die süßen Kuchendüfte wehten herüber. Aus der Eckbude drüben lockten riesige braune Pfefferkuchen mit Ranken und Versen aus weißer Zuckergußschrift; daneben gab es die herrlichsten lebensgroßen Puppen mit wunderbaren rosaroten und himmelblauen Balltoiletten.

Selma rieb sich die blaugefrorene Stubbnase und starrte mit ihren runden hellen Grauaugen zu den Buden hinüber. Zu Hause langte es auch diesmal wieder nicht zu dem winzigsten Weihnachtsbäumchen; und sie konnten froh sein, wenn Mutter von ihren Kunden einen Korb Äpfel und Nüsse und ein paar abgelegte Kleidungsstücke zusammengesammelt brachte . . .

Wie herrlich das alles war! Und wie langweilig zu Hause in der alten dunklen Stube, die noch nicht mal ordentlich geheizt war und in der es nach Kleister und Pappe roch!

Der Sturm saufte über die Brücke her und

trieb ihr die eiskalten floden ins Gesicht. Glührot brannten ihre Backen und sie fror, daß es sie ordentlich schüttelte. Mit gekrümmten Knien, die Augen unverwandt auf die prachtvollen Pfefferkuchen und die schönen Puppen gerichtet, trampelte Selma an den ernstesten grauen Säulen hin auf der weißen krytallglitzernden Schneefschicht umher, die sich immer höher häufte und die vor Kälte knirschte und körnig und spröde war wie feiner Sand. Ihre zerrissenen Strümpfe waren durch die geplatzen Schuhe hindurch schon längst plütschnals. „Miepe“ neben ihr mit seinen Waldteufeln brachte schon kaum noch ein Wort über seine zuckenden Lippen. Das Wasser perlte ihm nur so aus den Augen über seine blauroten Backen runter, und der ganze Dreikäsehoch tappelte zum Gotterbarmen umher, von der Kälte krummgezogen wie eine geröstete Spedischwarte. Mit einem Male verlor er die Courage ganz und gar, verkroch sich hinter eine Säule und fing an zu plärren.

Selma, mit den Augen überall, hatte inzwischon einen Apfel erwischt, der von einem Obstwagen in den Schnee gerollt war und biso ihre weissen Zähne hinein. Sie hielt ihn Miepe hin, aber als er nicht mochte, schmauste sie selbst den Rest behaglich hinunter, bekümmerte sich weiter nicht um Miepe und liess ihre hellen Augen wieder schweifen. Familienfynn und Mitleid in irgend einer form von Sentimentalität waren ihr fern.

... Sie treiben sich an den Ueigrändern des Lebens herum, haben nichts zu verlieren und alles zu gewinnen und haben einen herzhaften und skrupellosen Appetit dazu. Es giebt nun wohl auch romantische Seelen, die hier „Helfers- helfer des Glückes“ abgeben; und armen, beson- ders aber schönen „Waisenkindern fortunae“ naht wohl auch im Treiben der Weltstadt solch' ein „reicher Herr“, der in jenem rührenden Liedchen „gegangen kam“, um sich des armen Waisen- kindes anzunehmen, „aus dessen blauen Heuglein floss — manch' Thränlein in das Gras.“ — Ein solcher „Helfershelfer des Glückes“ nahte Selma an diesem Weihnachtsvorabend in Gestalt eines eleganten alten Herrn, von der Art — nun, wie es eben so gewisse alte Herren giebt! — Lang und schmal wie der Teufel kam er unter einem schwarzseidenen Regenschirm die Brücke her durch das Geströber gewankt. Er hatte einen Cylinder englischer fasson, einen dicken, braunen Pelz- kragen, ein langes lederfarbenes Pferdegesicht mit einer Hängelippe und zwei frohschaugen; vor das eine trug er ein Monocle geklemmt. Heil Und was sein Regenschirm für einen herrlichen, blitzfunkelnagelneuen Silbergriff hatte!

Selma beschloß, sich an den alten Herrn heranzumachen, faßte mitten in der Kolonnade Posto, hielt ihm den dicken Börstianer mit der geblühten Weste unter die lange Nase und zog ihn auf, daß ihm seine Beinchen nur so um den

92

riefigen Bauch herumflogen. — Der alte Herr fuhr zurück, stutzte, nieste und glotzte Selma durch sein blitzendes Monocle hindurch an. Seine froschaugen kniffen sich, seine Unterlippe schob sich noch weiter nach vorn. Er meckerte, tätschelte ihr die runde rote Backe, kaufte ihr den dicken Börsianer und sämtliche Hampelmänner ab. Spät in der Nacht erhielten die Eltern ein Briefchen zugestellt, in dem ihnen mitgeteilt wurde, daß sie sich nicht zu ängstigen brauchten, da sich ein Wohlthäter Selmas angenommen u. s. w. . . . — Kurze Zeit nach dieser Begegnung mit dem alten Herrn war Selma eine Zeit lang krank. Aber der alte Herr sorgte für sie, und es kam Geld ins Haus. —

Ostern danach wurde Selma konfirmiert und in ein Konfektionsgeschäft gethan. Sie besaß ein gutes Auffassungsvermögen, war eine ausgezeichnete Rechnerin und machte Carriere. Sie war kühl und selbständig und hielt sich ihre Kolleginnen, die sie nach ihrer resoluten Art als dumme Gänse taxierte, in Distance. Nach ein paar Jahren machten ihr die Commis Anträge. Aber sie paßten ihr nicht. Zudem: man kann krank davon werden, dachte sie. — Sie war in dieser Zeit ein wunderliches Ding, das in einem violetten Hut, einem hellroten Kleid und einer grünen Jacke einherging. Sie hatte sich diese Garderobe, die sie für ausnehmend geschmackvoll hielt, mühsam für ihre karge Gage erstanden und war nicht wenig stolz. In diesem kakelbunten Kostüm aber

Schritt sie mit ihrem prächtigen Körperchen, mit dem capriciösen Gewirr ihrer weizenblonden Locken und ihren graugrünen Sulenaugen einher wie eine junge Prinzessin. Dies sonderbare Gemisch von Komik, Selbstbewußtsein, Naivetät und natürlicher Anmut verschaffte ihr die Bekanntheit eines jungen Malers. Das lustige Treiben in den Ateliers gefiel ihr. Sie gab den Kaufmannsberuf auf und wurde Modell. — Viel Neues lernte sie hier. Sie lernte Mandoline klümpern, ausländische Vokabeln, hundert lustige Geschichten. Sie lernte etwas von der Kunst verstehen, sich geschmackvoll kleiden und — lieben. — Sie fing an, sich zur Schönheit zu entwickeln. Aber ihr angeborenes Selbständigkeitsgefühl und ein Hang zu verstandesmäßiger Ueberlegung liefs sie auch in diesen Lebenskreisen sich nicht verlieren. — Die eleganten Damen und Herren, in zierlichen Equipagen oder zu Ross, die sie gelegentlich ihrer Sommerausflüge in den Grunewald und im Tiergarten bewundern konnte, thaten es ihr an. Noch immer hatte sie erreicht, was ihr frisches und herzhaftes Begehren sich aufs Korn genommen. Der Maler hatte ihr von den südlichen Ländern erzählt. Die wollte sie jetzt kennen lernen. Ueberhaupt, sie wollte reisen, die Welt sehen. So ging sie denn mit einem reichen Kaufmann, — einer Quappe von Kerl, aber das war ihr egal — nach Süditalien und Spanien, verbrachte ein Jahr in Paris und eins in London.

Was sie nun aber in all dieser Zeit und bei all diesen Abenteuern auch durchgemacht und kennen gelernt, und wieviel Lehrgeld auch immer sie hatte bezahlen müssen: nichts hatte vermocht sie unterzubekommen. Mit derselben frischen Herzhaftigkeit, mit der sie sich einst an jenem Vorweihnachtsabend, als sie mit Bruder Miepe und ihren Hampelmännern frostgebeutelte an der Museumskolonnade gestanden, den Apfel weggepalcht, der von dem Obstwagen gerollt, und ihn sich zu Gemüt gezogen, hatte sie, herzlich und skrupellos, auch nach allem gegriffen, womit das Leben sie seither gelockt und hatte keinen Schaden gelitten. Hunderterlei Unrat hatte ihre frische Intelligenz und ihr Hang zur Abwechslung von sich abgeschüttelt und zu vermeiden gewußt. Voll erblüht zu prächtiger Fülle war ihre Schönheit; sie war gesund, selbständig und hatte einen gewandten Humor und eine geschmeidige Lebensart sich angeeignet. Die Liebe hatte sie, von welchen Seiten sie sie auch kennen gelernt, nicht zu verderben vermocht. Sie hatte einen ursprünglichen Instinkt dafür, daß das dumm war, sich unterbekommen zu lassen. Was hatte man davon, wenn man in einem Hospital lag oder sich als Prostituierte nachts bei Wind und Wetter in den Straßen herumdrückte? Wie diese Weibsbilder ausfahen! — Puh! — Und — man mußte überdies an die Zukunft denken, man durfte nicht in den Tag hineinleben wie ein Stück Vieh. Sie ver-

achtete alles, machte sich über alles lustig und genoss es doch, wußte es zu ihrem Vorteil zu benutzen. — An die Zukunft mußte sie denken, und dazu benutzte sie das dumme Mannsvolk, das in sie so verrückt war, zog es auf und ließ es zappeln wie ebenedem ihre pappenen Hampelmänner. — Sehr kennzeichnend für ihren Charakter war, daß sie sich bei all diesen Affairen eine gute Summe Geldes gespart hatte. — Eines schönen Tages ließ sie ihren froch in London sitzen, fuhr mit der ersparten Summe nach Berlin zurück, wo sie ein schwungvolles Handschuhgeschäft aufthat. Schließlich ließ sie sich von einem reichen Kaufmann heiraten, den sie gern mochte und endete als glückliche Mutter . . .



Die Dorfkirche.

In weit und breit völlig ebenem Fruchtland erhebt sich ein einziger hoher Hügel, abseits vom Dorf, auf der anderen Seite eines kleinen Flusses, über den eine einfache Holzbrücke führt. Am Fuß dieses Hügels liegt nur eine Gastwirtschaft, das Pfarrhaus und die Küsterwohnung. Oben aber, auf seinem Gipfel, erhebt sich mitten in einem geräumigen Friedhof die Kirche.

Sie ist ein plumpes, gelbgetünchtes Gebäude mit einem sehr hohen, braun verwitterten Ziegeldach und einem breiten, viereckigen Turm, auf dem eine keilförmige Ziegelhaube sitzt, die nur wenig über den Dachfirst emporragt. Auch die Wände des Turmes sind gelb getüncht; ihr einziger Schmuck, wenn man's so heißen will, ist das mit einem verwalchenen Blau gefärbte Zifferblatt der Uhr. Unter ihm wölbt sich der gedrungene Thorbogen mit seiner plumpen grauen Thür, die mit verrostetem Eisengerank überzogen ist. Ein halb

Dutzend Schlichte, kleine Halbbogenfenster mit tiefen Nischen reihen sich die Längswände entlang. Auf der Seite nach dem Dorfe zu ragen dicht bei der Kirche sechs riesige italienische Pappeln dunkel über den First hinauf.

Angenehm ist es, wenn zur Feierabendstunde das Geläute tönt mit seinem freundlichen und überaus reinen Silberklang.

fern am Horizont der weiten Feldebene dehnt sich langhingestreckt mit ihren grauen Häusermassen die große Stadt. Wandert man auf der von alten Kirchsäumen eingefassten Chaussee dem Dorfe zu, dann gewahrt man schon von weitem St. Chekla hoch oben auf ihrem Hügel über dem Gelände.

Schön ist es, an einem klaren Sommerabend durch die wogenden Getreidebreiten zu luftwandeln und feierlich das uralte, ernste, verwitterte Bauwerk über all dem Gotteslegen des prangenden Geländes ringsum zu gewahren und den klaren Silberklang seines Geläutes zu vernehmen wie ein seraphisches Sphärenlied.

Aber jetzt haben wir Herbst, und düster ragt die gedrungene Masse des alten Bauwerkes mit seinem verwitterten Rotbraun und Graugelb in schwere, trägziehende Wolkenballen hinein; und die sechs alten Pappeln dröhnen auf ihrer einsamen Friedhofshöhe von der Gewalt der Herbststürme, und brausen den Tiefen ihres gewaltigen Sanges in all die zischenden, pfeifenden und win-

100

felnden Stimmen in dem entlaubten Buschwerk, den dunkelgrünen Lebensbäumen und Tannen, die sich über die Gräber und Mäler erheben.

Heute hatten wir den ganzen Tag Regen vom grauen Himmel nieder, den der Sturm in langen Streifen und Schauern über das dunkelverhangene, braune Gelände hinpeitschte. Gegen Abend in-dessen wurden die schweren, grauen Massen von der Gewalt des zunehmenden Mondes zerstreut; das Firmament leuchtete sich, die graublauen, tiefhängenden Wolkenungeheuer zogen ab, und nun jagen weißliches Gewölk und lange Windbäume an der gleisenden Mondscheibe hin. Im Silberglanz tritt das reine Blau der Himmelstiefen hervor; und wenn jetzt so ein Rudel jener schwarzblauen Massen heraufzieht, so vermag es die lichte, schimmernde Pracht da oben mit ihren wunder-samen, silbernen Gebilden, die wie das enthüllte Geistertreiben höchster Himmelsphären sind, nur für wenige Augenblicke zu umtrüben und reizvoll kurze Nachtschauer über die Gefilde zu ziehen.

Es vergnügte mich, heute mich dem Herrn Kantor anzuschließen,

Es ist nach zehn Uhr abends, und er will noch oben in der Kirche die Orgel stimmen. Den Tag über hat er keine Zeit dazu gefunden. Zunächst die liebe Jugend, dann eine Konferenz, die Wirtschaft, die Feldarbeit und schließlich hat er auch noch in die Stadt wandern müssen. In später Stunde ist er erst zurückgekommen, hat sein

Abendbrot gegessen, ein wenig geruht, und will nun noch oben die Orgel in Ordnung bringen.

Auf schief gewundenem, breitem Wege, unter dröhnenden alten Eichen schreiten wir durch die wechselnden Schauer der Mondlichter den Kirchhügel hinauf. Vor uns her huscht wie ein Kobold der Schein von des Herrn Kantors alter Hornlaterne. Hinter ihm marschieren ich und sein flachköpfiger Gottlieb.

Trübbrot glimmen die Fenster des Gasthauses. Ein Lachen, Stimmen und das Klappern der Billardbälle schallen in die sturmdröhnende Nachtsamkeit. — Und wir sehen das helle Studierzimmer des Herrn Pastor, der vielleicht noch ein wenig, das würdige Haupt vom Gewölk seiner Pfeife umhüllt, im Frieden seiner Studierlampe an seiner entomologischen Monographie arbeitet.

Aber jetzt blicken wir schon auf die Dächer der drei Häuser hinab, und nahen uns der Einsamkeit des Friedhofgebietes.

Wie die düsteren Schatten der sturmgerüttelten alten Eichen über den bleichen Dämmer des Weges schwanken! Ein Käuzchen lacht aus ihrem Gefriede. — Zur Linken kraufen sich dunkelgrüne Kohlstauden, von unstäten Mondreflexen überhuscht, den stillen Hang herab; zur Rechten zauft der Sturm die dunkle Masse einer Heckenrosenwildnis, die wie eine riesige Braue über einen Lehmsturz hängt.

Jetzt nahen wir der niedrigen, nur halbmannshohen Friedhofsmauer. Wir durchschreiten sie und sind im Bereich des Kirchhofes. — Erst kommt des Herrn Kantors Gartenland, das schon längst brach liegt und von Apfel- und Pflaumbäumen bestanden ist; und dann sind wir zwischen den Gräbern mit ihren Mälern, Trauerweiden, Buchsbaum, Lebensbäumen und Tannen. — Vor uns hebt sich die Masse des alten Bauwerkes. — Auf seinen Wänden liegt ein fahles Licht. Starr wirkt es und gespenstig in der Sturmdröhnenden Nachteinsamkeit. Aber oben über den hohen First hin, von den braunen Dachseiten herab, schwanken lichte, bleiche, träumerische Silberfleier. In den übergebogenen schwarzen Massen der sechs alten Pappeln flinkern zahllose blinkende Reflexe. — Nun aber ist alles plötzlich dunkel. Eben hat da oben so ein heraufstürmendes, schwarzes Wolkenungetüm die schöne, feierlich-blanke Mondscheibe verschlungen. Nur um gigantische, wildzerrissene Ränder zieht sich erhaben ein breiter Silbersaum.

Jetzt ächzt die massive alte Thür in ihren Angeln. Ein wunderlicher Laut hallt uns aus dem großen kalten Raum entgegen, dessen Finsternis von bleich huschenden Zwielihtgestalten lebt. Es ist wie der Husruf eines erschreckten Zürnens.

Zunächst aber treten wir in einen völlig kahlen, weißgetünchten Vorraum. An der einen Wand steht eine schwarzgelbtrübene Totenbahre

und allerlei Gebälk, wie es über ein frisch geschaukeltes Grab gelegt wird, wenn der Sarg in die Tiefe gesenkt werden soll. In einer Ecke lehnen ein paar lange Klängelbeutel. Brühige, rötliche Steinfliesen bilden den Fußboden. Durch eine tiefnischige fenstertuke zwischen schwarzschwankendem Epheugeranke hindurch dringt ein breiter Mondstrahl in die modrige Stille.

Wir treten in den Kirbraum ein. Ich drücke mich in einen der hohen Kirchenstühle, und der Herr Kantor steigt mit seiner Hornlaterne und seinem flachsköpfigen Gottlieb die Treppe zum Orgelchor hinauf.

Die Kirche ist ein grosser, viereckiger, weissgetünchter Raum mit einer Decke, die aus verschiedenen grösseren und kleineren Tonnengewölben besteht. Sie sind gestützt von getünchten Pfeilern und dicken, dunkelbraunen Holzsäulen. Zwei grünliche und gänzlich verstaubte Kronleuchter hängen von oben hernieder. Ein plumper, niedriger Chor aus braunem wurmstichigen Holz, in dem eine Legion von Würmern tickt, das es sich anhört, als knisterte das alte Gebäude in allen fugen, läuft oben um den Raum herum. Verwitterte Fahnen hängen herab; verblühtene Kränze mit weissen und grünlichen Atlaschleifen und Glaskästen mit Siberkränzen und Inschriften. Ueber dem Eingange ragt der Orgelchor mit der alten Orgel und ein paar Bänken für die verehrliche Schuljugend, die Sonntags hier oben mit

104

ihrer hellen Stimme die Liturgie singt. Rechts und links von einem breiten, mit rissigen Steinfliesen gepflasterten Gange zieht sich die dunkle Masse der Kirchstühle gegen den Altarraum hin. Vorn aber ragt in einer kleinen runden Halle, gegen den übrigen Raum durch ein Holzgatter abgeschlossen, der Altar. Er ist mit einer schwarzen, von Silberfransen gefäumten Decke überhangen, auf der vorn in Silberstickerei die Symbole von Glaube, Liebe und Hoffnung eingewebt sind. Auf ihr ragt vor einem verdunkelten, kleinen Gemälde der Kreuzigung zwischen den beiden kleinen Silberleuchtern ein schlichter Crucifixus, silbern an einem ebenholzschwarzen Kreuz. Zu Füßen des Kreuzes liegt aufgeschlagen die mächtige Bibel mit ihrem breiten Goldschnitt. Das Ganze ist überragt von einem wunderlichen alten, grünlich-weißen Arabeskenwerk mit Putten, geflügelten Engelköpfen und zwei Aposteln. Hier und da sind noch Spuren einer Vergoldung zu sehen. Hoch oben, von steifen, vergoldeten Strahlenbüscheln umgeben, ist ein Triangel mit dem Hute Gottes zu sehen.

Hinter dem Altar und zu seinen Seiten hängen feierlich an der weißen Wand zwischen den kleinen Spitzbogenfenstern lange verdunkelte Gemälde ehemaliger Prediger der Gemeinde in breiten Goldrahmen. Man erkennt in all dem Dunkel nichts als ihre roten Gesichter, ihre weißen Bäffchen oder gefältelten mächtigen Halskrausen,

den Goldschnitt ihrer Bibeln und die lichte Farbe ihrer Hände. — Unter dem Chor aber, zwischen dem Fenster an der weissen Wand hin, ragen altertümliche Grabsteine mit Männern und Frauen, betend, knieend in ihren vorzeitlichen Trachten. Und zwischen dem Altarraum und dem Kirchenraum ragt die Kanzel über den Stühlen, von einer dunklen, silberbefrankten Decke überhangen. Daneben ist ein abgechränkter Raum, der sich mit seinen Gitterfenstern wie ein mächtiger weissgestrichener und vergoldeter Käfig ausnimmt. In ihm sitzt der Herr Pastor, bevor er zur Kanzel hinaufsteigt. Schwarze Tafeln hängen an den Pfeilern und Wänden mit weissen, eingestekten Ziffern, welche die Nummern des Gesangbuchliedes angeben.

In der Tiefe meines Stuhles liegend, gebe ich mich diesen Eindrücken hin und halte meine stille Andacht.

Draussen brausen, heulen und dröhnen die mächtigen Herbstaequinoktien um die dicken alten Mauern und über die Gräberreihen hin; ringsum picken die Holzwürmer in dem grabstillen, kalten Raum. Hin und wieder wird ein wunderliches Krachen laut, ein Seufzen und Knistern; und oben das Getöse der Orgel. Verlorene Töne, wie Winseln und Wispern, wie ein stilles flüstern und klagendes Weinen: der Sturm, der irgendwo einen Eingang gefunden. Ein plötzlicher Lufthauch, der einen mit seltsamer Kühle anweht. — Und all die wunderlichen hufschenden Lichter über

106

die Wandflächen hin, über das dunkle Holzwerk der Chöre, lassen eine Vergoldung schimmern, einen silbernen Kranz, eine Atlaschleife; beleben flüchtig die Farbe einer Fahne.

Man kann träumen, daß es die Geister der Verstorbenen sind, die draussen aus ihren Gräbern kommen. Denn im Reich des Geistes sind sie lebendig. Hier ist das heimliche, geheimnisvolle Wirken ihrer Wiederkunft.

Der Gedanke macht mich erschauern. Aber es ist Süsse darin und eine trauliche Gewissheit, eine ruhende Sicherheit. — Alle sind sie noch, die Gewesenen, in ihren Gräbern zwischen Sein und Nichtsein; im ewigen Werden und Wandern nach neuen gottgewollten Zielen, nach neuen Sonnen, Tagen und Schicksalen, Gerichten und Ausgleichen, nach dem Gesetze der Gerechtigkeit. — Der Säufer, der Geizhals, der Erbschleicher, der Raufbold, die Seelen der zu früh Geschiedenen, die unvollendete Kinderseele, die Guten und Bösen, Glücklichen und Unglücklichen, Gottlosen und Frommen; sie, wie wir alle und alles Suchende.

Die ganze Nacht könnte ich hier sitzen und diesen Gedanken nachgehen.

Aber nun ist oben der Herr Kantor inzwischen mit seiner Orgel zu Rande gekommen. Und — Gott Lob und Dank! — setzt er jetzt mit einem mächtigen, schwungvollen Präludium ein; denn der vielgeplagte Mann sehnt sich nach seiner Nachtruhe.

Hei! Wie die Accorde jubeln!

„Das ew'ge Licht geht da herein.
Siebt der Welt ein' neuen Schein.
Es leucht' wohl mitten in der Nacht,
Und uns zu Lichtes Kindern macht.
Kyrieleis!“

Zehn Minuten später steigen wir wieder unseren Berg hinab, aus dem Weben der Geheimnisse in das Traulich-Gewisse hernieder: vorweg der Herr Kantor mit seiner Hornlaterne, und ich hinterher mit dem flachköpfigen Gottlieb . . .



Die Vogelscheuche

Ein Winterfeldidyll ♣ ♣ ♣

Draußen im Feld weiß ich eine Vogelscheuche, die ich ab und zu mal besuchen gehe. Es war heute schönes, klares Frostwetter, und so machte ich mich auf den Weg; nicht ohne Beforgnis, wie ihr der letzte Sturm bekommen sein möchte.

Es ist einer meiner gewöhnlichen Spaziergänge. Man durchschreitet die Vorstadt, gelangt auf die Chaussee, geht ein Viertelstündchen zu und biegt dann bei der alten Cichoriendarre, die am Weg liegt — der Rübenbau ist in der Gegend sehr kultiviert — rechts ab in den Feldweg ein. Man geht wieder eine gute Strecke, bis man in die Nähe eines Dorfes gelangt. Da läuft unter Grashügeln und an einem anderen Feldweg hin ein breiter Bach mit einer Anzahl alter deutscher Pappeln. Hinter dem Bache liegt am Horizont auf einer Anhöhe das Dorf mit seinen weißen Häusern und seinem niedrigen Kirchturm. Auf

einer der feldbreiten aber, die ſich gegen den Weg diesſeits herabdehnen, ſteht meine Vogelſcheuche.



Am Himmel ziehen zwar groſſe, träge Wolken, durch welche die Sonne nicht recht hindurch kann; aber die weite Schneedecke über das Gefilde glänzt und blitzt mit ihren Milliarden von froſtſternchen dennoch, daſs es eine wahre Luſt iſt. Ueber der ganzen Landſchaft liegt ein graues, gleichmäßiges Licht, das etwas behagliches hat und einen in einer angenehmen Weiſe nachdenklich ſtimmt. In den breiten Kronen der Pappeln brummt leiſe der Wind, mit kleinen kurzen Stößen dazwiſchen, die ſich ausnehmen wie die belebteren Stellen in einer heimlichen, in ſehr intereſſiertem Flüſterton geführten Unterhaltung. Sonſt iſt weit und breit alles totenſtill und einſam. Nur daſs drüben im Dorfe die Hunde kläffen, und daſs man das unſtäte dumpfe Geräuſch von Dreſchflegeln hört.

Ich habe mich gegen eine der Pappeln gelehnt, mir meine Shagpipe angezündet und betrachte mit Befriedigung meine gute alte Vogelſcheuche.

Alle Achtung, wie zäh ſie iſt! Die heftigen Winterſtürme, die wir in vergangener Woche hatten, haben ihr nichts angethan. — Da ſteht ſie, zwar ein wenig windſchief, ſonſt aber mit unent-

112

wegter Pflichttreue, am Hang und bewacht die zwanzig schwarzgrünen Kohlstrünke, die phantastisch aus der weißen Schneedecke hervorragen.

Sie ist ein Prachtkerl! Ein richtiges Kunstwerk! Es fehlte ihrem Erzeuger weder an Humor noch an Bildnerinn. — Stramm steht sie auf zwei gespreizten Pfählen wie ein Grenadier des alten Fritz, der präsentiert; umflattert wird dieses Gebein von einer alten lichtblauen Leinwolle, deren Couleur zwar etwas ins Grünliche spielt, und die einige recht respektable Löcher aufweist, sonst aber noch ganz ansehnlich ist. — Ihren Leib schützt ein geräumiges safranfarbenedes Hemd, dessen Grundfarbe noch leidlich zu erkennen ist. Die Arme mit den lustig flatternden Ärmeln sind steif nach beiden Seiten gereckt; der eine etwas nach oben, der andere ein wenig nach unten. Die Hände sind zwei wettergraue Strohbüschel, die der Lufthauch, der über den Hang hinjacht, hin und her und auf und nieder treibt, das es fast etwas Pastorales und Segnendes hat. — Sie hat einen schönen dicken Strohkopf, um den straff ein graues Sackleinen gewickelt ist. Auf das Leinen aber sind mit schwarzer Farbe zwei mächtige runde Augen, ein langer Nasenstrich und ein breiter, dicker Querstrich als Mund gemalt. Und sogar zwei knallrote Backen hat sie, die mit angefeuchtem Bolus aufgetragen sind. Sie sind so außerordentlich logisch diese braunroten Backenflecke!

Wenn man so fortwährend seinen Aufenthalt im freien hat! — Nun, und der schöne alte Urvätercylinder mit dem aufgesteckten weissen Entenfittich! — Und nun ja! Dafs ich das Halstuch nicht vergesse! — Denn sie hat, wahrhaftig'n Gott! ein Halstuch. Ein Halstuch mit zwei mächtigen flatternden Zipfeln. Wie human! Bei dieser Jahreszeit! — Es ist ein ausgedientes gelbes Tascchentuch mit schwarzen Rändern; in der Mitte ist noch leidlich das Porträt Bismarcks zu erkennen . . .



Aber diese grossen, schwarzen Hugen! — Sie haben so einen ganz besonderen Ausdruck, wie sie einen da anstarren. So à la: hm, weisst du! Ich wäre ja wohl gut und gern aufgelegt, mich mit dir in einen kleinen Speech einzulassen: aber jammerlich! Wenn ich nur Zeit hätte! — Doch, du siehst ja: wie ich nach allen Ecken und Enden hin aufzupassen habe. — Und wirklich: sie lassen ein ausserordentlich angespanntes, äusserst sensibles Nervengeflecht ahnen; sozusagen alle fünf Sinne zusammenkondensiert in einen, der mit all ihren Spezialfunktionen sich nach allen möglichen und unmöglichen Richtungen der Windrose hinspannt. Es hat so etwas Hellscherisches, Sonnambulistisches. Es ist staunenswert! — So etwas angenehm Grusliches hat es; auf dessen Grund doch auch wieder ein rührend menschliches Bedürfnis wachet,

114

doch auch mal zu fein wie andere Leute, sich doch auch mal irgend eine kleine Zerstreuung gönnen zu dürfen. Einmal zu fein wie andere Leute, die sich's in der Welt ungleich bequemer machen dürfen.

Nun immerhin: ich habe mit ihr so eine Art Unterhaltung; eine von jenen stillen und vertraulichen freiluftunterhaltungen, wie ich sie gern mag.

Und sie hat ihre Oberflächen wie ihre Tiefen. Und so viel Poesie! —

Zum Beispiel ihre Funktionen! — Es gehört viel Idealismus dazu, ein genüglames Gemüt mit Sinn für Poesie. Denn das will etwas besagen: Da ab und zu ein abgelegtes Kleidungsstück? Wenn man das Einkünfte nennen will? — Und dafür bei Tag und Nacht, in Wind und Wetter einsam, wie hypnotisiert im Feld stehen und aufzupassen? Bald im Weizen, bald im Roggen, in Gerste oder Hafer; bald zwischen Rüben oder Kartoffeln, in Kraut oder Erbsen, und den Raben, Spatzen, Staren, Kaninchen und Hasen den Weg zu weisen, die nachgerade auch immer respektloser werden? — Sich auch noch, gewissermaßen und bei Licht besehen, antiquiert vorkommen?

O Gott, an wen sie mich alles erinnert! — Wollt' ich das verraten! Da könnt' ich mir wohl recht gründlich den Mund verbrennen. Denn das wollen die Leute nie gern hören, daß sie vergesslich sind. —

Nun, ich werde mich hüten! Nur so viel sag' ich: Was hat es in der Welt nicht schon alles für Respektperfonen gegeben, die, im Grunde genommen, nach nichts anderem taxiert wurden, als inwieweit sie brauchbar waren, Vogelscheuchen abzugeben für all die unterschiedlichen felder von Hinz und Kunz, die es diesen beiden biederen Gevattern ermöglichen, ihr so wertvolles Dasein zu fristen und fortzuzeugen . . .



Doch, wovon man nun freilich nicht eben fett wird, aber was so himmelweit über die erwähnten pp. Gevattern und ihren stumpfsinnigen Alltagskram hinaushebt: mit solch' schönen, großen, dunklen und gefunden Hugen mitten in allen Geheimnissen sämtlicher vier Dimensionen zu stehen! Wenn schon mit zeretzten Hosen und einem lächerlich zerbeulten Altvätercylinder mit einem Entenfittich drauf, und ein ausgedientes gelbes Taschentuch als Kravatte, auf dem das Porträt Bismarcks zu sehen ist! Trotz alledem und alledem: Das ist Würde und doch noch ein Beruf! — So ein begnadeter Zustand! —

Solch eine Winternacht zum Beispiel, wie wir sie jetzt haben! — Es ist Abend. Der Himmel ist dunkel und verhangen. Nichts als dieser Gegensatz zwischen dem weissen Schnee und dem schwarzen Himmel, den düster verschleierte fernem, aus

116

denen der raube Sturm herbrauft und über die kahle Böschung des Hanges hinfährt; und zu laufen, wie die breiten Kronen der Pappeln dröhnen! — Anfangs hört man wohl noch dazwischen ein Hundegebell vom Dorfe her, vernimmt die eilige, winselnde Stimme der alten Kirchturmuhre und sieht ein paar rote Fenster über der weissen Schneefläche glimmen. Aber dann verlöschen sie; eins nach dem anderen, und alle Laute ersterben. Und dann ist es Nacht. Und dann kommt das ganz, ganz Einsame. O, jene Einsamkeit, von der keine Menschenseele einen Begriff hat; die sich niemanden offenbart, als wer in allen vier Dimensionen Bescheid weifs.

Das Grauen dieser völligen Einsamkeit, bis zu dem räthelhaften Uebergangspunkte sich steigend, wo es unmöglich, wo es schöpferisch wird. Dann kommen die Geister aller Toten und Schlummernenden übers Gefild; dann kommen die Eisziefen und Winternymphen und die Geister der Winde, und da wird sich was gefragt und ausgesprochen! — Da kann man etwas erfahren! — Es geht über alle Begriffe, wie unterhaltsam das ist! Und wenn man sich daran gewöhnt hat, so kann man sich dabei über die blutigsten Tragödien halbtot lachen. —

Oder dann: wenn der Himmel so recht schön klar steht, und die Sterne ihr lichtes Strahlenlied singen wie zu tausend himmlischen Harfen! Und die Welt ringsum in heilig-friedsamer Andacht laufcht!

Danach kommen dann freilich recht fade Tauwettertage mit Schlamm, Nässe und feucht-kühlen Regenwinden. Aber die Winde werden lauer und lauer, und aus dem Rauschen ihrer fittige flüstern, raunen und duften bereits hundert labende Verheißungen. Und Frühling, und die Zeit der langen, lichten Abenddämmerungen. . . .



Und denke dir nun eine Vollmondnacht im Sommer, eine recht taghelle Mondnacht. — Der reisende Roggen wogt der alten Vogelscheuche bis zur Brust hinauf. Sie kann eben noch so mit ihren weiten, schwarzen Augen über den Glanz der wühlenden Hehrenwogen hingucken. Die Wachteln rufen und die Rebhühner schnarren.

Die alte Vogelscheuche scheint auf den Zehen zu stehen und sich wohl ganz und gar noch den Hals ausrecken zu wollen.

Aber dies ist der Inbegriff aller Poesie, was sie sieht!

O, es ist nur ein Blümchen! Ein kleines rotes Blümchen! Eine feldnelke!

Eine einzige, einsame, rote, kleine feldnelke, bei der Pappel drüben im silbrigen Gras.

Sie blinkt und bebt wie ein einziger, roter Blutstropfen . . .



Schnee.

Das Quecksilber steht auf Null. Der Himmel lastet mit einem wolkigen Graugelb, aus dem sich weiß das dicke flockengewimmel löst. Die Luft in den Straßen riecht nach niedergedrücktem Essenrauch und Rufe.

Auf meinem Vormittagsspaziergang stapf ich über den glitzernden Schnee durch die Straßen den Anlagen zu, die sich um die Stadt herumziehen. Auf den Trottoirs waren die Leute gleich mit Schaufeln und Besen in Thätigkeit, und die Geleise der elektrischen Straßenbahn, wo ausgestreutes Viehsalz das schöne blanke Weiß wegfrass, dehnten sich durch einen rotbraunen Schlamm; ein gräulicher Anblick! Aber wie ich in den Promenadenweg einbiege, atme ich förmlich auf.

Hier ist alles noch unberührt. Auf den Wegen und in den Anlagen, den Wiesenflächen und Plätzen liegt der Schnee so unendlich zart, weiß und leuchtend, wie der feinste Schwänenflaum.

Nur da, wo fußstapfen sind, lugt eine ältere Schneeschicht hervor mit einer blaffen Schattirung von Sepia.

Und auch die Luft ist hier rein, frisch und erquickend.

Und dann ist es so köstlich einsam. Man begegnet keinem Hunde, geschweige einem Menschen. Höchstens ein paar Spatzen, die mit pluftigem Gefieder auf einer Bank hocken und die Futterkörner und Brotkrumen picken, die hier ausgestreut sind; oder eine schöne, blanke Schwarzdrossel, die auf einem Zweige sitzt; ein paar Krähen vom feld herüber über die Baumkronen gegen die Stadt hin.

Es schneit ein dichtes Gewirr kleiner flocken; so weich, so traumhaft hufchend und taumelnd. Aber die Bäume und Büsche bleiben frei. Schwarz ragen sie mit ihren Stämmen, Aesten, Zweigen, dem Gekrissel ihrer Reiser und Reislein von der endlos weißen, blendenden Schneefläche auf in das flockengetriebe; und hinauf, hinein in den graugelben Himmel.

Himmel! — Aber Himmel giebt es ja heute gar nicht. Nur das trübe Graugelb; ganz niedrig, mit seinem Dunst wie ein Qualm bis in das feinste Gewirr der Wipfel hinein. Doch es bedrückt nicht. Dieser hängende, niedrige Dunst gehört mit dazu. Zu der heimischen Stille, zu dem zarten Schimmer der Schneebreiten und zu dem unlagbar wohlthuenden, traumhaften Gestöber.

Nun möchte man sagen, es gäbe nur drei Farben in dem ganzen Landschaftsbild: das Weiß des Schnees, das Schwarz des Gebüsches und etwa noch das niederlastende Graugelb oben. Aber das würde nur der unaufmerklame flüchtige Blick eines Menschen sein, dem es an Zeit mangelt, oder der kein Unterscheidungsvermögen besitzt. Wer Zeit und Sinn für so etwas besitzt, dem offenbart sich hier eine ganze fröhliche, lachende Welt von Farben. Und das gerade ist das Bestrickende, daß sie ein so feines und diskretes Lachen lachen; wie man träumen kann, daß Elfen aus einem Wald-versteck hervorlachen. O, ein ganz apartes Lachen und Schimmern! Ganz eine Welt für sich! Eine neue Welt, die ich hier entdeckte, wie mit neuen, plötzlich erwachten Sinnen.

Wer möchte sagen, daß irgend etwas in der Welt völlig trostlos wäre?

Sieh nur: das herrliche, tiefleuchtende Lichtgrün hier und da über einen der alten mächtigen Baumstämme hin! — Aber davon soll noch nicht mal die Rede sein. Auch nicht von dem prächtigen Braun des verdorrten Eichenlaubes oder von diesem Chamoisgelb mit seinen reizenden Spinnwebnuancen ins Zart-, Licht- und Silbergrau hinein an dem Laub dort. Aber diese unsagbaren farbenschwimmer zwischen dem Buschwerk und durch die Wipfel. Diese farbenschwimmer und hold webenden, gleitenden Schleier mit ihrem wechselnden Spiel! — Dieses Braun-schwarz ist es nicht.

Aber schon hier das feine Sepia und jene ferne Ahnung von russischem Grün; jener milde Hauch von Moosgrün. Gar nicht etwa lokalisiert an einem Baumstamm oder den Reifern eines Gebüsches: nein überall! Überall wie ein Duft, ein Hauch, ein Dunststreif. Und dazwischen dann all die Dunstschleier von Kirschrot. Jawohl, von Kirschrot! Und die feinen Dämpfe von Carmin, von Violett, Lila und Graublau. — Die Sinne spannen sich einem mit einem Lächeln aufmerksamer Heiterkeit; und man freut sich, daß auf der weichen Schneeschicht des Weges das Geräusch der Schritte erstickt; denn es würde einen stören. — Es ist einem, als beschleiche man etwas. Als suche man mit einer heimlichen Neugier die überfinnlichen Lichtleiber zu diesen zarten, irisfarbenen Gewändern, die da um einen her durch die lautlose Winterstille wehen . . .



Wir wollen sagen, daß es die Winternymphen sind, die hier Versteck spielen. Und das bringt mich auf eine Busennadel von Opal, die die schelmische Thürhüterin eines süßen Geheimnisses ist, tausendmal leuchtender und zarter als all die schimmernde, reine Pracht dieses Schnees; und auf ein Zimmer mit einem rotflackernden Kaminfeuer; und — und . . .

Diese Busennadel! Das liebe, altfränkische Erbstück aus der Väterzeit! Heute giebt es so etwas gar nicht mehr.

Die alte Busennadel! Und über uns beiden, meiner Dame und mir, das Rätselfied des Wintersturmes im Rauchfang, und draussen in den Wipfeln der Gartenbäume. Und deine Hyacinthen und Maiglöckchen, die das kleine, warme Zimmer mit ihrem Duft durchhauchen! . . .



Die flocken werden gröfser. Weisse Bienen, Mücken, fliegen und dazwischen plötzlich zahllose grosse, weisse Schmetterlinge. Luftstöße fahren dazwischen, rauschen durch das Geäst des Parkes, bringen wirbelnde Strömungen in den sammetfarbten flockenfall, der die Sinne in einen holden Taumel lullt.

Wie einsam mufs es dort draussen auf der weiten Ebene sein, auf den feldern mit ihrer dicken, dicken Schneehülle!

Nur die grossen, schwarzen Krähen, die sich mit ihren unstätten wackelnden Leibern windstief über die gleisende fläche mühen und sich mit unbeholfenem flügelschlag aufraffen, hinein in den umdunkelten, weifswimmelnden Himmel, bis sie in dem dichten Gewirr verschwinden. Oder ein Zug Wildgänse, im Winkelhaken südwärts strebend, mit ihrem metallenen Gekreisch, das wie der ferne, verschleierte Klang einer Trompete ist. Sie fliegen ganz tief; kaum vier Meter über dem Boden.

Die endlose, tiefe Todeinsamkeit da draussen! . . .



Im Winterwald.

Mit meinem alten Freunde, dem Forstwärter Christian, stieg ich vor kurzem von Braunlage her durch die Regionen der Goethelichen Walpurgisnacht den Forst des Barenberges hinauf gegen Schierke und das Bodethal hin.

Es hatte in den letzten Tagen gefroren, und wir hatten kalte, klare Witterung gehabt. Ueber Nacht indessen war es wärmer geworden, und der ganze Himmel hatte sich mit einem dichten grauen Gewölk überzogen, auf dem sich mächtige, dunkelblaue, tiefziehende Wolkenballen träge hinschoben.

Ich liebe diesen Teil des Oberharzes um den Brocken herum mit seinen herrlichen Forsten und seiner wildromantischen Naturschönheit; und eine besondere Schwäche habe ich für ihn an solchen verdülterten Tagen. Der alte Meister Christian weiß das, und so hatte er denn bei mir vor-

gesprochen und hatte mich zu seiner Wanderung eingeladen, und um so lieber hatte ich seiner Einladung Folge geleistet, als er Schneefall prophezeite.

Unsere gut geschlossenen Halbpfaffen im Mundwinkel stapften wir munter vorwärts in die Dämmersehauer der prächtigen Waldung hinein.

Wie liebe ich ihre tiefe, weltabgeschiedene Stille! Und heute hörte man noch nicht einmal ein Quellchen rieseln, da jedes Wasserlein hart und glatt gefroren war. Nur die himmelhohen Wipfel der alten Waldriesen sind erfüllt von einem erhabenen Raunen, von dem heilig monotonen Rhythmus einer gewaltigen, verkleierten Melodie, die wie aus geheimnisvollen fernem kommt und die Sinne spannt mit einem andächtigen Bangen, das einem doch wohlthut. — Dazwischen dröhnt es dann wohl ab und zu mit langem Wiederhall aus den forsttiefen her wie ein Schuß, von einem brechenden Ast. Ein Klageschrei kreischt auf: der Ruf eines Raubvogels, eines Wildes. Und wieder ist alles dieselbe und gleiche, große, lauliche Stille.

Thalab, bergauf ragen in starrer, grauer Ruhe die riesigen alten Bäume und verdämmern mit grauen, bräunlichen und violetten Tönungen in die schwarzen Nächte der Tiefen. Schwarz hängt ihr wuchtiges Geäst, rau und schwer. Unten ist es verdorrt, und bartflechtenüberwuchert wirkt es seine leisfarbigen Schleier in die ahnungsvollen

Dämmerungen. Die Lüfte sind erfüllt mit dem herzhaften Ruch von Walderde, Moder und Harz. Und all dies Geklipp, Geblöck und Geröll zu sehen, dieses äonenalte Trümmerwerk des Argebirges, unzählig mit seinem wilden, starren Durcheinander aus den nächstig verschleierte Höhen herab thalabwärts. Von zertrümmertem Baumwuchs starr, grau und riesig überragt; von jungem Nachwuchs lustig und siegreich überwuchert, von rostroten farrenbüscheln umweht! Wie einen das alles mit seinen weiten toten Geisteraugen anstarrt! Wie es einen umgeistert mit der Stimme und den Arweltgeheimnissen seines unaussprechlichen Schweigens! — Wie es dich in dich selbst hineinführt und mit einem Male mit seinen Offenbarungen chaotisch aus den Purpurtiefen deiner Seele zu sprechen beginnt; deiner organischen Seele, ausser der es keine andere giebt; die alle diese Umgebungen und ihre Geheimnisse als die eigene fülle und Unergründlichkeit ihres Unbewussten erschauernd fühlt und weifs! — Bis es einen überwältigt und der vertrauliche Eindruck einer Nähe einen befreit: etwa die gelben Holzschichten, die am Wege aufgestapelt sind, die Kilometersteine oder sonst ein Zeichen gewohnt-vertraulicher, menschlicher Betriebsamkeit . . .

In den Lüften ist ein lauer Hauch: die Witterung des zu erwartenden Schneefalles; und es giebt der Stille ringsum und den Eindrücken der Umgebung eine ganz besondere und heimliche

Nuance. Etwas Müdes, Wartendes, Wohligen, das das starre Grauen dieser Einsamkeiten milder und friedlicher, wärmer macht, ihm fast etwas Behaglich-Lächelndes giebt. Es ist in einem plötzlich aufwispernden Lufthauch, in einem Knistern und Knacken; es lebt mit einem Male in dem großen monotonen Raunen der Wipfelhöhen. Es ist geheimnisvoll in der formation eines Blockes, in einer Farbe, in irgend einem Waldgebilde. Als laufte alles und warte ringsum eines leis zierlichen Elfentanzes, eines leichten magischen festes weltfremder Einsamkeit. Es ist, als wenn der furchtbare, starre Ernst gewaltiger graufleierverhangener Riefenaugen zu lauschen, zu lügen, behaglich zu blinzeln begänne. Tiefer, leiser, atembaltender wird die Stille ringsum und wärmer, lächelnder, etwas unendlich Sanfter, Lindem, Reiterem und Unschuldig-Keuschem wohlbig entgegenbarrend.

Und nun kommen sie, die Winterelfen, und weben ihren weissen, keuschen, wildfröhlichen Reigen und taumeln, wirbeln, hufchen und lullen.

Erst noch vereinzelt taumeln sie nieder mit unaussprechlich hurtiger und lustiger Bewegung. Leise, leise, o, so unsäglich lind und leise! — fein und zierlich! — Aber nun kommen sie in Schwärmen und Scharen; voller und voller. Und nun wirbeln sie mit tollem Uebermut die weissen, leisen Schleier ihres Tanzes. Alles wird rings ein einziges Beben und Taumeln, löst sich mit

feinen Formen und Umriffen in dieses lullende, lichte, wohlige Beben und Taumeln. Die alten himmelhohen Riesen, die gewaltigen wirrgrotesken Angetüme der Blöcke und Klippen; Bergwand, Höhe und Thaltiefe; und in den erhabenen Tiefen der Wäpfel webt es sich wie mit der Melodie reiner, silberkeulscher, lichter Sphärenklänge. Bewegung, Rhythmus, Farbe, dies taumelnde, wirbelnde Weis mit seinen zitternden verschlungenen Tänzen wird Ton, Lied, Gesang, wildfröhlicher freiluftgesang der Einsamkeit; wird stille, warme, beseligende Harmonie. Und das Lied der Höhen wird Frieden, und der dunkel drohende Schlund der Forstnäbte wird weisses, träumendes Spiel, wird Lied, Seele, friedvolles Leben; und die Weiten und Räume mit ihren Schauern und Geheimnissen werden traulich belebte Nähe.

Es macht heiter, giebt einem Behagen. Wir, Meister Christian und ich, haben bis daher nur wenige Worte gewechselt: jetzt aber fangen wir an zu plaudern und zu lachen. Ich habe ein Gefühl, als hätten wir uns bis jetzt nur erst von weitem unterhalten und als wären unsere Stimmen nun erst einander nahe gekommen.

Unsere Schritte werden lautlos. Noch liegt es erst wie ein zarter flockiger flaum auf dem Weg; aber dichter und dichter breitet sich das schimmernde Weis. Und wie wir nach einiger Zeit in eine Schneuse einbiegen, die durch jungen Tann ebenhin auf die beiden Schnarwerklippen zuführt,

da sind wir mitten im köstlichsten, reinsten Winterweiss. Es verhüllt die hangenden Ruten und Fahnen des Geältes, überzuckert das verdorrte Reifig und läßt seine Formen und die hangenden Härte seiner Flechten in den wunderbar reinlichsten Gebilden hervortreten. Es klebt sich in dicken weissen Dunen und Ballen an die Unregelmäßigkeiten der Stämme. Es hüllt die Tiefen ihrer Dämmerungen in seine taumelnden Schleier. Es krabbeln graulich in den Höhlen; hinter uns, vor uns, überall gaukelt es mit seinen lautlosen Spielen; das riesige graue Blockwerk bedeckt es mit breiten, dicken Kappen; und das gewaltige Gestein der beiden Schnarherklippen nimmt sich bereits aus, als wäre es von ungeheuren weissen Pilzen und Schwämmen überwuchert.

Wir biegen, um zum Ziel unserer Wanderung zu gelangen, in einen anderen Weg ein, der uns zu den Maufeklippen führt. Die breite, stumpfe Masse ihres Gesteins hebt sich nun bereits aus den prächtigsten, heitersten Bildungen einer völlig eingeschneiten Winterwelt. — Noch ein Stück weiter, und wir stehen am Rand der Waldung und treten auf eine breit gegen das Thal abfallende freie Schonung hinaus. Ueber uns wimmelt das weisse Grau des Himmels und quirlt durcheinander, daß einem ganz taumlich werden könnte. Zur Linken dämmert weit von drüben her durch all die weissen, webenden Schleier das mächtige Massiv des Brockens. Tief zu unseren Füßen zieht sich die

134

Häusermasse von Schierke das Thal hin und hin-
auf gegen den Fuß des Brokens.

Ueber das reine Weiß des Schnees wandern
wir thalab, zwischen den jungen Bäumchen wie
zwischen zahllosen luftigen und appetitlichen Zucker-
pyramiden hin. Alles ist licht, zierlich, fein und
fröhlich geworden, und die gewaltigen und er-
habenen Eindrücke des Hochwaldes sind zum
feinen und heiteren Idyll geworden.

Schmiedehämmer klingen vom Thal herauf;
Lichter glimmen, Hunde bellen. Jeder Ton ist so
sauber und gleichsam konturiert. Alles ist so
frisch umher und macht die Seele frei und leicht.

Ein Viertelstündchen später sitzen wir im
warmen Gasthaus und genehmigen uns ein Gläs-
chen steifen Grog . . .



fruchstück.

Die Obsternte ist beendet, und wir sind nun heute schon den ganzen Tag im Wohnzimmer beim Obstfortieren.

Das Wohnzimmer, das mit vier Fenstern und einer Verandathür nach dem Hausgarten hinaus liegt, ist gewiss ein grosser Raum: aber man kann sich heute kaum drehen und wenden; denn wir haben eine sehr gesegnete Ernte gehabt. Alle Waschkörbe, Kiepen, Körbe und sonstige Gefässe, die im Hause aufzutreiben waren und sich halbwegs eigneten, stehen vollgehäuft umher. Auf Stühlen, Tischen, Kommode, Anrichte, Fensterbrettern, auf dem Spiegelkonsol liegt Obst. Der Elstisch ist von beiden Seiten aufgezo- gen, und seine geräumige Platte zeigt kaum ein leeres Fleckchen.

Da sind Birnen und Äpfel in allen Grössen, Formen und Farben. Da giebt es Haufen von Nüssen, die aus ihren grünen Hülsenhüllen zu

schülen sind. Die Hände der Kinder, die dieses Werk mit Vergnügen übernommen haben, sind schon ganz gelbbraun und nehmen sich aus, als hätten sie Handschuhe an, denn die dicken, grünen Schalen färben. Eine wahre Pracht aber ist es, auf dem Tische zwischen den schönen Blättern den Berg der Weintrauben zu sehen! — Durch die Fenster und die Glascheiben der Verandathür dringen die hellen Sonnenstrahlen ins Zimmer und machen all die frischen und herzhaften Farben leuchten: das Goldgelb und Grün der Birnen mit all seinen Nuancen, die roten Backen der Hefel. Und sie legen sich mit ihrem Schein über die gehäuften Trauben, die grün und goldgelb oft förmlich transparent wirken. Und das ganze große Zimmer ist erfüllt von dem würzigsten Obstduft.

Draußen braust der Herbststurm, rauft die Baumkronen und Büsche und läßt helle Sonnenblicke mit grauen Schatten wechseln. Hier drinnen aber, bei uns, prasseln Holzstücke im Kamin und verbreiten ihre behagliche Wärme. Die ganze Familie, einschließlich Grossmama und Grosspapa, sind in fröhlichster Thätigkeit, und das Zimmer schallt von Geplauder und Lachen.

Ich, der ich zu diesem schönen Herbstfest geladen bin, helfe tüchtig mit beim Werk; und meine getreue Shagpfeife im Mundwinkel, habe ich bei allem als Dichter meine Betrachtungen.

Was ist das für eine Pracht allein für den, der Sinn für Farben hat!

Da ist zum Beispiel das breite Spiegelkonfol. Es ist aus schwarzem Marmor gefertigt, der mit weißlichem und hier und da bräunlich-gelbem Geäder durchzogen ist. Hier sind nun eine Anzahl von Paraderfrüchten aufgestellt. Es sind große, makellose, goldgelbe Pfundbirnen. Hier und da liegt ein Blatt dazwischen auf der schwarzen Platte mit ihrem edlen Geäder: ein bernsteinfarbenes, und tief karminrote, gebleicht grüne oder chamoisfarbene. — Aber auch das Stilleben der Fensterbretter! Da sind die großen, gänzlich fehlerfreien Hefel aufgestellt; gelbe, grüne und rote. Besonders nehmen sich die tiefdunkelroten schön aus, mit einem Dunkelrot, das sich bis ins Purpurne hineintönt und mit feinen Tupfen gescheckt ist; durchzuckt und durchschlingelt von smaragdgrünen flämmchen und Strahlen, mit rotbraunen Punkten betupft, oben von dem Gewulst herab um die graupudrigen, braunen Stiele herum. Die Sonne über diese duftige Herrlichkeit einladen zu sehen! — Und dort die Körbe mit den großen blauen Pflaumen, die mit einem lichtgraublauen Reif überzogen sind, oder auf denen goldgelbe, blinkende Harzperlen haften. Man nimmt so eine Frucht zwischen die Finger und bricht sie auf; und es ist dann eine Lust, den Duft des reinen, reifen Fleisches zu spüren und seine zarte, goldgelbe, saftige Struktur zu gewahren. Oder den herzhaften, bitteren Hauch der grünen Nussschalen zu atmen, die hier und da

mit einem harten, schwarz glänzenden Lack überzogen sind.

Mitten auf dem Tisch aber prangt festlich ein mächtiger Herbstblumenstrauß in einer großen Urne aus rohem Thon. Aus einer riesigen Manschette buntfarbiger Herbstblätter ragen die Blumen: rote, violette, weiße, hell- und tiefdunkelblaue Ästern, gefüllt und einfach; schwefelgelbe, rote und rotbraune, purpurne Georginen; hohe Malven, gelbe Studentennelken, sammetige Stiefmütterchen; gelbe Gurken- und Kürbisblüten dazwischen mit ihren länglichen und schön gezackten Glocken. Und auf einer Tischecke flammen gar um die mächtigen braunen Kernscheiben die gelben Strahlenblätter von sechs gewaltigen Sonnenblumen.

Die Frau des Hauses hat zur Weihe der festlichen Gelegenheit ein paar brave Flaschen Affenthaler aus dem Keller spendiert, den wir aus geringelten Tummlern trinken. Das giebt dann eine Lust und ein Lachen, wenn man nach einem lustigen Einfall, nach einem improvisierten Toast mit den Gläsern anklingt!

Und da wird mir plötzlich all die Pracht und festliche Lust, die den großen, warmen Raum erfüllt, all die üppige Fülle zu einer Vision; und ich gewahre den Walter, Schutzgeist und Gott dieser festlichen Heiterkeit: Dionysos.

Aber es ist nicht der dicke, rotbäckige, wampige Gott, wie wir ihn auf einem Weinfals reitend und weinlaubumkränzt den Tummler

142

schwankend kennen; es ist auch nicht der göttlich schöne Jüngling der entwickelteren Kunst von Hellas: sondern es ist der hehre Gott der archaischen Kunst, der noch alle Merkmale seines indischen Ursprungs trägt. Ein langes Gewand fällt steif und feierlich mit rituellem Ernst bis zu den Füßen herab; und aus einem bärtigen, traubenbehangenen Haupt mit langem, feierlich milden Hyacinthengelock blicken zwei große Augen; zwei tiefdunkle Augen, in denen das Leuchten einer gehaltenen, innerlichen Glut und der heilige Wahnsinn eines göttlichen Lachens lebt.

So seh ich den Gott. Und also stand er, die blinkende Weinschale feierlich in der erhobenen Rechten, majestätisch auf seinem Tigerwagen, und zog, vom rasenden Gefolge der Korybanten umschwärmt, durch Athellas Gae. Und der wilde, jauchzende, zerstörerische Wahnsinn und Ueberschwang dieses Gefolges, all sein Lachen und seine fessellose Luft, seine entzügelten Leidenschaften: das alles ist er und ist diese geheime, heilige Glut dieser dunklen Augen in dem bärtigen Antlitz; und ist Ruhe und Harmonie in der Würde dieser göttlichen Gestalt . . .

Das Zimmer beginnt zu dunkeln. Der Wechsel der Lichter und Schatten hat aufgehört; mächtiger brauft draussen der Sturm auf, und eine gleichmäßige Dämmerung füllt das Zimmer. Aber damit nur um so heimlicher die rote Kaminglut durch den Raum zuckt, um so traulicher die Gläser

blinken und die bunte Segensfülle rings um-
duftet.

Der Geist dieser Fülle ist heilig gegenwärtig.
Diese deutsche Familienstube und ihr Behagen ist
sein Thronsaal und sein Triumph.

Draußen aber ringsumher, in Nähen und
fernsten fernen, dröhnen durch die müde Welt
seine Dionysien. Sie heulen als Taifune und
Orkane über die Océane und wühlen ihre mächtigen
Breiten auf; sie ralen durch die schwarzen Schauer
des öden Gebirgstannes; dröhnen durch den gelben
Eichenfort; sie donnern und winseln über braune
Haiden und braune Fruchtebenen; vernichtend und
zeugend. Fruchtende Feuchte peitscht ihre rasende
Brunst mit Millionen Keimen in den braunen
Schols der Gefilde. — Aber all dieser unerhörte
Aufruhr der Elemente: was ist er gegen das
heitere, farbige, lachende Behagen dieser Fülle,
gegen all dies warme organische Leben, das sie
neu und immer wieder neu erzeugen müssen?

Wir stoßen unsere Gläser zusammen, wir
singen unseren Claudius, und die Kinder plappern
selig und phantazieren bereits von ihren Weib-
nachtsfreuden . . .



frühjahrsnacht.

Da hat sich voriges Jahr in unserer Gegend ein romantischer Vorfall ereignet, an den ich mich in dieser Vorfrühlingszeit wieder erinnere: ein junges adliges Fräulein ist mit dem Hauslehrer der Familie in der Nacht vor ihrer Hochzeit ins Wasser gegangen.

Zu einem kurzen Aufenthalt hier im Städtchen verweilend, sitz' ich in den wechselnden Mondschauern einer stürmischen Vorfrühlingsnacht in meinem idyllischen Gasthauszimmer und träume dies rührende Geschehnis.

Ich sehe das alte Schloß der Familie vor mir. Ein wenig abseits vom Städtchen ragt es auf erhöhtem Ufer, an dessen umbulste Sohle der Strom, mit weiten, prächtigen Windungen aus der Ebene herantreibend, sich schmiegt wie eine ungeheure, blinkende Schlange. — Zweistöckig, gelbgetüncht, mit einem hohen Ziegeldach und einem massiven Erker, ein vermoostes altes Wappen

über dem gedrungenen Choreingang, von einem breiten, barock verschönerkten Arabeskenwerk umwubert, stammt es aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Weithin blickt es vor der mächtigen dunklen Wand eines uralten Parkes in das flache, stromdurchsprangte Gelände hinein.

Seine einsame und bevorzugte Lage, sein ehrwürdiges Alter und die mannigfaltig und wunderbar bewegten Schicksale des alten Geschlechtes, dessen Sitz es ist, haben in dieser kulturabgelegenen Region ländlich-kleinstädtischen Lebens hinreichend Stoff zu allerlei abenteuerlichen Legenden geboten, die unter der Bevölkerung des Landstriches umgehen.

Sinkt war dieses Geschlecht lebenslustig und fruchtbar, jetzt war es alt, müde und verarmt, und seine Zukunft stand vor dem gedachten Ereignis auf einer zehnjährigen und einer achtzehnjährigen Tochter, einem zarten Kinde, in dem die vollblütige Lebenskraft einer ehemals robusten und bäuerlichen Familie sich in eine reizbare, zu leidenschaftlichem Ueberschwang neigenden, dichterischen Empfindsamkeit vergeistigt hatte. Ihr romantisches Ende erregte unter der Kleinbürgerbevölkerung des Städtchens kaum besondere Verwunderung. Die gute Malvine hatte von jeher für „halb übergeschnappt“ gegolten.

Ein freier hatte sich eingestellt; ein Verwandter aus der Großstadt, ein gedekhafter, be-
148

jahrter Narr, der ihr seinen alten Adel und seine Reichthümer zu Füßen legen wollte, und an den sie die kurzfristige Fürsorge ihrer Angehörigen verkuppelt hatte.

In dieser Vorfrühlingszeit hatte nun vor einem Jahr die Hochzeit stattfinden sollen. Indessen, wie das so zu sein pflegt: Malvine hatte ihre Neigung dem jungen Hauslehrer ihres Schwesterchens zugewandt; und das gänzlich zurückgezogene Leben, das die Familie führte, die völlige Einsamkeit, in der das junge Mädchen seine Tage hinbrachte, hatten das Verhältnis zu einem sehr innigen werden lassen und Malvines Empfindung, die an sich schon zu phantastischer Ueberschwänglichkeit neigte, noch mehr exaltiert. Wilhelm, ein Student der Philologie und Naturwissenschaften, war ein vierundzwanzigjähriger, kräftiger, blitzäugiger Krauskopf, dessen solider und fester Charakter dieses Verhältnis nur zu ernst nahm und alle Hoffnungen seiner Zukunft mit ihm verknüpfte. In der leidenschaftlichen Malvine aber lebte noch genug von der Tradition ehemals lebenskräftiger und willenszäher Rasse, als das sie sich innerlich dem Zwang der Eltern zu fügen vermocht hätte . . .

. . . Es war weit nach Mitternacht, als der junge Mann mit dem Fräulein aus einem Gemach des obersten Stockwerkes hervortrat. In der geöffneten Thür blieben sie, die Arme um die Körper geschlungen, eng aneinander geschmiegt, stehen

und lauschten vorsichtig in den langen Flurgang hinein.

Aber das alte Gebäude lag in tiefer Ruhe mitten im donnernden Brausen der wilden Frühjahrsaequinoktien. Nur die bleichen Mondlichter huschten unstät über die langen Flurwände, über die weißen Thüren und die riesigen altertümlichen und verdunkelten Schränke, die zwischen ihnen ragten. — Leise, lauschte Luftströme gingen winfelnd durch den langen Raum mit dem bleich dämmernden Zwieliht seiner nackten, weißgetünchten Wände; klapperten und rissen an fenstern, schlugen mit einem fensterladen, der sich losgerissen, daß es mit langem Wiederhall durch die öden Räume dröhnte; lockten hundert seltsame Laute aus feuchtigkeitsdurchdrungenem, alten Holzwerk; piffen, winselten, sangen, seufzten, klagten und kreischten. für Augenblicke herrschte eine Stille, aus der sich der Aufruhr der Elemente mit um so wilderem Angestüm erregte.

Mit angehaltenem Atem lauschten die beiden jungen Leute in das geheimnisvolle Leben der Nacht hinein; dann traten sie hinaus auf den flurraum und schritten mit verschlungenen Leibern langsam, leise, mit träumenden Schritten auf das hohe Bogenfenster des Erkers zu, durch das das bleiche, unstät witternde Zwieliht der Nacht in den öden Raum drang. Langsam, leise, in träumender Inbrunst, mit der sie jede flüchtige Sekunde ihres letzten kurzen Glückes kosteten.

Denn noch vor Tagesanbruch hatten sie beschlossen, sich zu töten.

Malvine hatte sich zu diesen letzten Stunden geschmückt wie zu einem Fest. Ihr schlanker, zarter Körper war von einem lichten Seidengewand umhüllt, das ihr bestes Festkleid war. In ihrem langgelbsten, aschblonden Haar blinkte eine Spange mit dem edlen Schimmer mondbleicher Perlen. Ihre feinen Glieder zitterten, aber ihr weißes Gesicht zeigte einen starren und unbewegten Ausdruck, ihr kleiner Mund war fest geschlossen, und der Blick ihrer großen, braunen Rehaugen hing unverwandt mit einer tiefsten Inbrunst an dem Gesicht des Geliebten.

Am Fenster blieben sie stehen, mitten in den bleichen, webenden Schleiern des Mondglases und blickten hinaus in die allweite nächtliche Landschaft.

Aus dem dicken schwarzen Streif der fernen Waldung, die den Horizont säumte, schob sich in breiter Masse ein ungeheures, trübes Gewölk über die Breite des Firmamentes, jagte, von der Gewalt des Orkans gepeitscht und zu wilden, ungeheuerlichen Bildungen zerrissen, herauf; jetzt die blanke, gleisende Mondscheibe freilassend, das sie klar im tiefen, dunklen, flackersterngeftickten Nachtblau stand, jetzt sie mit weißen, bernsteingelben oder lilafarbenen Dünsten umdampfend, sie mit milchweißen Cirruswölkchen lind und erhaben umschmeichelnd, um sie jetzt wieder mit dicken schwarzen Massen drohend zu verschlingen.

Der Strom, der sich wie eine riesige, gelbedekte Schlange aus den nächtigen fernen des Horizontes durch das weite Gelände herüberwand, war zum See geworden und hatte die Wiesen und Gefilde mit endlosen, Spiegelnden, zwielichtwimmernden Flächen überzogen. Noch zählte auf dem anderen Ufer der Damm seine Gewalt und schützte die Dörfer, die hinter ihm im Gefriede ihrer Fluren träumten. Aber die großen trübbrotten Pechfeuer, die fern im Gelände auf dem Damme loderten, kündeten die Besorgnis einer drohenden Gefahr. Unheimlich leckten ihre Glut in das Dunkel, von der rasenden Gewalt des Sturmes wild zur Seite getrieben.

Hinter der langgewundenen Linie des Dammes mit seinem zerzausten Weidengestrüpp schlummerte das zwielichttrübe Land mit Brachfeldern, hohen windverbogenen Baumgruppen, mit Gehöften und den dunklen Massen der kirchturmübertragten Dörfer. Diesseits des Dammes aber dehnte sich das Gefilde weit hinüber bis zum zurückweichenden Halbbogen des waldgekrönten Hügellandes als eine einzige, glatte Wasserfläche; jetzt bleiern überhattet von den heraufjagenden Wolkenungeheuern, jetzt von grellen Mondreflexen geisterhaft erhellte und in ein unnatürliches Leben gebracht. Dann sah man in der blanken Fläche die wildgrotesken Spiegelungen des Gewölkes und der Massen heroischer Baumgruppen zwischen buschigem Gehölz, das die Ränder überflschwemmter Wiefengewässer bezeichnete.

Unten aber, an der Sohle des Hügelplateaus, auf dem das Schloß ragte, gurgelte und rauschte die Gewalt der gelben stauenden Wassermassen des Stromes durch das eintönige Donnern des Orkanes, und drang das furchtbare Knirschen der mächtigen Eiskollen, die von der gurgelnden haltenden Strömung herangezogen, durcheinanderwirbelten und mit einem chaotisch starrenden Trümmerwerk sich auf die Böschung des Hügels hinauffhoben.

Ihre heißen Stirnen gegen die Scheiben gedrückt starrten die Beiden in das wild erhabene Grausen der Elemente, in leidwilder Andacht dem furchtbaren Accord des Orkanes laufend.

Es nahm sie hin.

„Mach auf!“ bat Malvine.

Wilhelm riß die Fensterflügel auf und mit solcher Gewalt fuhr der Orkan mit breiten, gleißenden Mondlichtfluten in den Raum, daß sie lachen mußten.

„Hak' fest! Schnell!“ flüsterte Malvine mit einem besorgten Blick in den langen Flurgang hinein; lachend, ein seltsames, vibrierendes Lachen. „Schnell!“

Wilhelm hakte die beiden Flügel fest, und nun standen sie mondlichtumwittert mitten im lauirischen Strom des Sturmes.

„Wie deine Haare wehen!“ sagte lachend der junge Mann. „Du bist das Nordlandsräulein auf dem Burgföller und wartest auf deinen Liebsten.“

Und auch Malvine lachte, schüttelte die lange, blinkende Flut ihrer blonden Haare mit den mondscheinbleichen Perlen drin und presste sich gegen Wilhelms Brust . . .

Und wie in die eigenen Tiefen ihrer jungen, aufgewühlten Seelen lauschten sie hinaus in den erhabenen Aufruhr der Elemente, in die große, rauhe, braufende Lenzgeburt da draussen.

Von unten herauf rauschten und schlürften die erregten Gewässer, krachten, knirschten und barsten die riesigen Schollen, die sich im wirren Durcheinander auf das Ufer schoben, von den zuckenden Mondlichtern in unheimliche, blinkende Helle gebracht. Um das Haus herum aber donnerten die schwarzen Parktiefen, als wenn Hunderte von Kanonen losgeschossen würden. Ueber graues Land, über gurgelnde, haltende fluten, über weitweite bleierne Flächen, über grellgleisende, tauende Schneemassen brüllte, heulte und dröhnte der Orkan seinen Zorn, braulte das machtvolle Gebot der vorgerückten Sonnensphären an gegen den nächtigen Winterbann der Welt, das eherne, freudige, zeugende Wort herab vom Lichtthron der schöpferischen Gewalten; mit todbringendem Zorn die Trümmer der vernichteten finsterniswelten vor sich hertreibend, Raum schaffend für die Lichtgeburten der Zukunft. — Vernichtung, Tod und dennoch schöpferisches Angestüm der Liebe! . . . Liebe, Liebe, Liebe! —

Auch über sie war die Liebe also hingebrauft.

Kein girrendes, sonniges, flötendes Säufeln, kein dummfeliges Dämmern und Lallen, sondern all ihre Wonnen und Tiefenrätsel aufgerissen und enthüllt, all ihre Wonnen und alle Tragik ihres Leides aufgewühlt in der tiefbedeutsamen, heiligen feier weniger kurzer Nachtstunden. Wonnen, so reif und überschwänglich, daß es ihre jungen Seelen zerbrach.

„Du bist nun mein Weib!“ flüsterte der junge Mann. „Wir haben nun selbst unsere Hochzeit gefeiert. — Du bist nun mein Weib! — Und“ — seine Stimme brach, „über ein Jahr könntest du — Mutter sein.“

Seine Zähne knirschten, seine Brust heuchte unter wilden, zurückgestauten Atemzügen, und eine Thräne quoll ihm die braune Backe herab. Aber männlich beherrscht stand er in starrer Ruhe; nur ihr Köpfchen bebte von seinen Atemzügen auf seiner breiten, kräftigen Brust, bebte in der Flut ihrer langen, blondschimmernden Haare wie eine weiße Lotosblume . . .

Draußen donnerten und brausten die Zwi-lichtgeheimnisse der Nacht, heulten die ungeheuren Geburtswehen des sich erneuernden Lebens.

Plötzlich aber hallte aus der ferne ein dumpfes Krachen herüber, und jetzt dröhnte ein Böllerschuß; noch einer und noch einer, viele. Und wie sie ihre Blicke hinüber richteten zu den fernem, trübrotten, wabernden Feuerzungen, gewahrten sie, wie eine breite, silberbleiche Masse

mit rasender Eile wie der weite, riesige Schein eines elektrischen Lichtwerfers sich über das graue, nächtliche Brachland breitete jenseits des Dammes. Und jetzt hörten sie, wie fern hinten von den Dörfern her, wimmerndes Glockengeläute, vom Orkan zerrissen, herüberkam. Die steigenden Wassermassen des Stromes hatten den Damm durchbrochen.

Alle Welt in Nähe und Weite war ein wildes, gigantisches Heulen und Brausen. Allweit dunkelte das Gelände in tiefen Schatten der Finsternis, aus denen nur noch das unbeheimliche Bleigrau der ergossenen Wassermassen blinkte. Alles ringsum war Zerstörung und Untergang. Alle Schatten des Todes schauerten mit dem dröhnenden, eilenden Schwung schwarzer Riesenflügel vom erloschenen, verhangenen Firmament auf das heulende, brausende, ächzende, knirschende Land. Drüben aber, jenseits des Dammes, lag jetzt in furchtbarer, latter Ruhe, wie ein gigantischer Polyp, das schreckliche Element und klasterte sich weit in die nachtverhangenen Horizontfernen hinein, hundertzältiges Todesgrauen und hundertzältigen Todeskampf in seinem bleigrauen Schoß bergend.

„Du!“

Ihr feiner Körper zuckte an seinem Leib; krampfzig umklammerten ihre zarten Arme seinen Nacken. Sie weinte.

Lange standen sie, engverschlungen, und

156

blickten, zagend im letzten grimmen Schmerz, hinaus in den graufigen Tumult.

Plötzlich aber leuchtete sich der zeugende Mordkampf der empörten Natur. In reiner Pracht trat die Mondscheibe aus weitzerrissenem, dünner und dünner sich webenden, silberweißdunkigen Gewölke hervor; zwischen einem weissen Rauch, so lind und ätherisch, das sie die Sterne hindurchblinken sahen und ihre Blicke in den enthüllten, glasturdurchwobenen Blautiefen des Aethers versanken. Groß und feierlich getragen wie ein Choral, wie ein jauchzendes Hallelujah ward das Dröhnen des Sturmes; mit dem Rhythmus einer erhabenen Fuge braulte er heran, und taghell erglänzte in feierlichem Silberglanz die zum See gewordene Weite der Landschaft. farbige Wolken standen und zogen in den lichten Himmelstiefen wie riesige himmlische frühlingsblumenbeete. Gewaltige Silberläume lagen um die Ränder mächtiger Wolkengebilde, die zu bernsteingelber Herrlichkeit erhellt waren. Groß, feierlich, erhaben und ahnungsvoll öffnete es sich da oben wie weite Himmelsthore, wie erschlossene Regionen der Verklärung. Es war, als wenn der Kampf ungeheurer, unsichtbarer Geisterkämpfer sich gestillt hätte zu einer Rast des Triumphes. Und das Licht war Sieger in der gütigen, heiligen Milde seiner furchtbaren, unüberwindlichen Gotteskraft. In die Tiefen nächtlich verhüllter Horizontfernen waren die Mächte der Finsternis und des Todes

geflohen: und die Unsichtbaren ergossen die jauchzende, sichere Kraft ihres Siegesgefanges.

„Es duftet wie Veilchen und Hyacinthen!“ flüsterte Malvine. „Es wird sicher ein sehr schöner Frühling.“

Wilhelm zuckte. Aber sie schwiegen, umpresten sich nur um so heißer.

Es war, als wenn ein himmelweiter blauer ätherischer Frieden über aller Welt läge. Silberglastgesäumt ragten in edler, kräftiger Schlantheit hohe Elbengruppen über den träumerisch blinkenden, weiten Spiegel der Gewässer, mächtige Baummassen, wie heilige Geheimnisse, durchbraut von himmlischen Triumphchorälen. Und steter und steter ward der Rhythmus des Sturmes und läufigste sich wie zu einem erhabenen Liebeslied, dem aus Gewässer und Baumwerk es antwortete wie mit einem weiten, grossen, süßen Seufzen; wie die Zwißprache, die sich beruhigende, läufigende Zwißprache zweier gewaltig Liebenden; wie der süße Sieg unwiderstehlicher Werbung über sprödes Verfagen. Süß seufzendes, staunendes, heiliges Sichbesiegtfühlen, Hingabe, Ueberredung und kosende Werbung mit tiefen, geheimnisvollen Worten, die trüchtig sind von tausendfältigen, köstlichen Lebensgebilden. Zeugende Pause und enger sich schlingende Umarmung; Sieg des Lebens, das nun die fülle seiner Kräfte in die erschlossenen Gebärtiefen der Nacht zu senken vermag. Wie schluchzendes Lachen tönt es durch die

158

gestillteren Lüfte hinein in männliches Juchzen eines Riesenwesens, eines lichten Kämpfers und Ueberwinders. Wie Harfenlieder webt es in mondblinkenden fernem und Nähem. Friedlich dämmerten nun von jenseits des Damms über den mond hellen, ergossenen Wasserweiten die Häusermassen der Dörfer mit ihren schimmernden, weissgetünchten Kirchtürmen, als wenn nichts geschehen wäre; und die schrecklich lobende Brunst der trüben, roten Brände draussen auf dem Damm war erloschen. Und alles, alles war ein weitenweiter, erhabener Raufsch, ein blinkender, feierlicher Lichttraum, wunderbar durchwebt von Phantomen und Visionen labender Lenzluft.

flöten- und Schalmeientöne, lindes Wispern von Lenzwinden in blühendem Gebüsch und Gezweig, silberhelles Gemurmel klarer Wiesenbäche, lichtbunte Pracht von frühlingsblumen: wie aus weiten falten eines nachtschwarzen Riesenmantels drängte sich all diese lichte, junge Herrlichkeit in ätherischen Ahnungen hervor, wie ein belebter, goldiger Sonnenrauch um lichte Berghöhen; aus der beruhigten grossen fuge des Sturmes hervor, aus den Verheissungen seiner tausend wildfröhlichen Stimmen erblühend; altvertraut und doch fremd und so wunderbar verheissend neu; Symbole von Wundern und Wirklichkeiten in tief-tiefsten, fernfernten Weltenfernen und doch selbst süsse, vertraute Wirklichkeiten.

In diesem Augenblicke hallten von der Uhr-

glocke hinten auf dem Hof der Domäne vier helle, dünne Klänge, denen drei tiefere folgten. Es war drei Uhr nachts.

Malvine erschauerte. Die Stunde rief. — Aber Wilhelm hielt sie. Er war bleich und schluchzte stumm hinter zusammengepressten Zähnen.

Von den blitzenden Sternblumen oben in der Tiefe des enthüllten Hethers schaute der Friede dieser Verheißungen hernieder, duftete herab aus lichtbunten Wolkenbeeten, die in zartesten Farben glänzten; es hauchte erhaben aus der erhellten Pracht blinkenden Geästes; sang aus breiten Lichtflächen auf von der endlosen, majestätischen Herrlichkeit der Gewässer empor; gurgelte, raunte und murmelte mit hundert erhellten Lauten vom Strom herauf.

Nun heulte kein Zerstörer mehr sein wüstes Triumphgeheul durch die bannerstarrte Welt: die fröhlichen, heiligen Sonnenfeuer des einen großen Weltenherzens brausten den erhabenen Jubel und Gottwillen ihres zeugenden Wortes und „Werde!“ in alle Welt, und sein Echo war ein tausend- und tausendfaches Auserstehen in hundert und hundert offenbaren und geheimen Bedeutungen . . .

Und die beiden armen, jungen Seelen erbebt in der herben, großen Herrlichkeit dieser Offenbarungen. Alles was geschehen war, aller Alltag, der sie zum letzten dunklen Schritt drängte, war überwunden und vergessen; nicht mit einem Wort mehr gedachten sie seiner.

Wie in einem Rausch hockten sie mit fest verschlungenen Leibern auf dem Fenster Sims, hinausgebogen in die erhabenen, fröhlich erregten Lichtfluten, in das heilige, laufeuchte, keimeschwangere Brausen der Hequinoktien, staunend umfassen, enger und enger umstrickt von dem Bann ihres nahen, leiderlösenden Verwerdens.

Wange an Wange geschmiegt, mit wehendem Haar, hockten sie und blickten zu den befreiten Mondhöhen empor. Ihr letztes Bangen war ein stiller Taumel geworden, ein Zustand süßer, sonnambuler Ohnmacht, letzter, linder Schicksalszwang, in dem alle Sinne und Gedanken schwan- den wie in einem milden, großen, tiefen, mütterlichen Saufen, in dem die heiligen Geburts- worte seliger Auferstehungen raunten. — Und mit dem Lächeln dieses Verstehens auf den starren Gesichtern fand man sie am nächsten Tage, eng- verschlungen, weit unten am Ufer, wo die Strö- mung sie zwischen die aufgehäuften Schollen ge- worfen. Malvines langes Blondhaar hatte sich um den Kopf des Geliebten geschlungen. Ueber ihrer weissen Stirn schimmerte die Spange mit den mondbleichen Perlen, die sie sich zur feier ihrer letzten Stunden in das Haar gesteckt . . .



**Herr Bürger putzt
den Weihnachtsbaum.**

Es ist Heiligabend gegen Mittag, und ich finde Herrn Bürger im Wohnzimmer beschäftigt, den Weihnachtsbaum herzurichten, der heute Abend angezündet werden soll. Eine schwarze Seidenmütze auf dem Kopfe, eine Ahtpfennigzigarre im Mundwinkel — bis zur Dreimarkmillion hatten es Sechspfennigzigarren gethan — seinen kleinen, kugelrunden Leib in einem mausgrauen mit bordeauxroten Aufschlägen versehenen Schlafrock gehüllt, hockt er auf dem Teppich und spitzt mit einem kleinen Handbeil den Baum zu, um ihn in die Hüftche zu bekommen.

„Denken Sie! Stellen Sie sich vor, Verehrtester!“ ruft er mir entgegen und richtet sein puterrotes, fideles Gesicht zu mir empor, „stellen Sie sich vor: ich werde Kirchenvater!“

„So so!“ entgegnete ich einigermaßen überrascht. „Gratuliere selbstverständlich! Aber — eh! — fühlen Sie sich nachgerade nicht mit Ehrenämtern überbürdet?“

Herr Bürger wird ein wenig verlegen. Er hat wohl gemerkt, daß diese Bemerkung die Umschreibung eines Befremdens war; denn ich kann mir nicht helfen: es wird mir schwer, mir Herrn Bürger als Kirchenvater vorzustellen. Er, der bis dahin so ziemlich das konträre Gegenteil eines fleißigen Kirchgängers war. Er, der mir gegenüber geäußert, er werde den Religionslehrer seines Sohnes Rudolf, weil er den jungen Leuten mit solchen Verschrobenheiten wie dem ontologischen Beweis des Anselm von Kanterbury den Kopf verdrehe, unter Kuratel stellen lassen.

„Jaja, wissen Sie! Und — man hat doch schließlich eine entsprechende soziale Position! — Alles, Verehrtester! hat in der Welt nun schon mal seine Logik und seine Konsequenzen.“

„Sehr richtig!“ pflichte ich ihm bei.

Herr Bürgers überaus kernfester, gesunder Menschenverstand überrascht einen oft mit derartigen Bonmots. Wenn man bedenkt, daß er Bauernjunge, Kossäthensohn von Herkunft ist, daß er Unteroffizier und Kantinenpächter war.

„Aber, wo haben Sie denn die werthe Familie?“ lenke ich ab.

„Ach!“ — Herr Bürger zieht mit einem Male ein krauses Gesicht. „Meine Frau ist natürlich in die Kirche gegangen. Und der Herr Sohn und die Mamfell Tochter sind auf Besuch. — Anstatt mir hier zu helfen! — Es fehlt eben der Sinn fürs Solide, Verehrtester! — Solche Menschen! —

Der Familiensinn fehlt! — Ich bitte Sie: einen Weihnachtsbaum ausputzen: das ist eine religiöse Handlung! Weihe liegt darin und Andacht, Verehrtester! — Das ist nun ein Nachwuchs!“ Herr Bürger stößt einen tiefen Seufzer hervor. „Was soll man von einem Menschen von Sohn sagen, der sich in den Tacitus und Thukydides hineinbohrt! — Ich bitte Sie, mein Bester! Heutzutage! — Als moderner Mensch! — Bei der eminent praktischen Richtung unsrer Zeiten! — Dieses traurige, beklagenswerte Opfer mütterlicher Eitelkeit! — Aber bitte, helfen Sie mir doch mal den Baum aufzurichten! Sie kommen gerade zur rechten Zeit!“

Herr Bürger hat sich ächzend mit seinem puterrotten Gesicht aus einem Haufen gelber Späne in die Höhe gerappelt, und wir bemühen uns nun, den riesigen Baum aufzurichten und in die Hütche zu zwängen.

„He! — Was soll ich mit einem Sohne, der Philologie studieren will! Und wenn er meinetwegen auch prima Zeugnisse anbringt! Was ist das für eine Tochter, die noch nicht mal 'ne vernünftige Tasse Kaffee aufbrühen kann!“

„Nun, die Verlobte und zukünftige Frau eines Millionärs hat das ja auch nicht gerade vonnöten!“ wende ich ein.

Herr Bürger, der eben mit Hilfe eines Nagelbohrers einen Zweig in der Föhre befestigt hat und mit einem prüfenden Blick auf sein Werk

zurückgetreten ist, schmunzelt und kneift behaglich die Augen.

Plötzlich aber kichert er vor sich hin, reibt sich vergnüglich die Hände, blinzelt mir zu und eilt zum Büffet hinüber, aus dessen Tiefen er eine Flasche Rotwein, zwei Gläser und ein Cigarrenkistchen hervorholt. Es ist zur Feier des Tages eine recht annehmbare Nummer und eine gute, echte Importe.

„Na, kommen Sie, Verehrtester! Nehmen wir einen Schluck! — Hähä!“

Er hat eingesehen — wir stoßen an und zünden uns unsere Cigarren an.

„So! Und nun können Sie sich mal verdient machen und können das Raufgold mal auf die Nüsse und Äpfel kleben. — Hier ist der Leim, hier ist der Pinsel und hier das Raufgold. — Sehen Sie: so und so und so und die Geschichte is effektuiert! — Machen Sie's mal vor!“ meint er misstrauisch; denn so halb und halb rangiert er mich mit seinem Erstgeborenen Rudolf in die Kategorie der Wolkenkuckucksheimer, denen natürlich kein vernünftiger und normaler Mensch von vornherein zutrauen darf, das sie auch nur ein Blättchen Raufgold auf die Backe eines Apfels zu praktizieren verstehen.

Indessen, es gelingt zu seiner Zufriedenheit, und er lobt mich, klopft mich auf die Schulter und lobt mich. Ich kann mir etwas darauf einbilden.

Herr Bürger ist heute in seiner ruhigsten

Laune. Er interessiert sich weder für Litteratur, noch für Malerei, Musik und Theater. Seine Welt ist das Geschäft und nochmals und zum dritten Mal das Geschäft.

Seinetwegen könnten sämtliche großen Kirchenfeste aus der Liste des Jahres gestrichen werden; aber der weihevollen Höhepunkt des ganzen Jahres sind für ihn diese Stunden des Weihnachtsheiligsabends, in denen er sich's nicht nehmen läßt, höchst eigenhändig die Weihnachtstanne aufzuputzen.

„Sehen Sie, Verehrtester!“ sagt er, indem er, die Hände reibend und die Importe im Mundwinkel wippend, an der prächtigen, walddunkelgrünen Pyramide hinaufblickt. „Sehen Sie, nun reicht sie nachgerade vom Fußboden bis an die Decke 'nauf! — Und das ist 'ne anständ'ge Höhe! — Hebel! — Gerade, daß der Goldstern noch oben drauf kann. — Sie ist gewissermaßen gewachsen. Von Jahr zu Jahr. — Als Junge habe ich sie mit Vatern selber geholt, oben beim Förster von unserm Harzberge 'runter. — War man so'n lüttjes Krepelding.“

Er ist nach seiner gesund-quecksilbrigen Art schon längst wieder in Thätigkeit, zupft an den Goldfittern, die zwischen die Hefte gezogen werden sollen, knüpft grauen Heftzwirn an die Hefestiele, und läßt unausgesetzt mit seiner hellen gesunden Stimme plaudernd die brave Tanne und seinen Wohlstand Schofs für Schofs, Trieb für Trieb in die Höhe wachsen.

„Religion, sehen Sie, Verehrtester! Was heißt Religion? Wenn ich hier meine Tanne putze, das ist Religion! — Was wollen Sie? Was soll im Grunde sonst Religion bedeuten? Wie soll heutzutage ein normaler Mensch anders den Begriff Religion definieren? — Religion ist das Geschäft und die Familie. — Alles andere, seien Sie fest überzeugt: ist Spintifiererei und Sentimentalität! Male, bringen Sie mal die Trittleiter 'rein!“



Neue gute Romane und Novellen

aus dem Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
in Leipzig, Goethestr. 1.

Arthur Schleitner, Bergquellen. Altes und Neues aus
der Alpenwelt. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Der Forstmessias. Eine Waldgeschichte aus
Steiermark. Illustriert von Richard Boffert.
Zweite Auflage. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Balali. Geschichten aus Bergrevieren. Geb. M. 2,50

Familie Lugmüller. Illustriert von Reinh. Karl.
Zweite Auflage. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Leute vom Flügelrad. Roman aus dem Leben
der Eisenbahner. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Auf Luxenstein. Humoristischer Roman.
Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Elfa Hensjeff, Unschuld. Ein modernes Mädchenbuch.
Zweite Auflage. Br. M. 2,50, geb. M. 3,50

Tagebuchblätter einer Emanzipierten.
Br. 3,—, geb. 4,—

**Martha Hemus, Indiskrete Mitteilungen über
Erfahrenes.** Br. M. 3,—

Der Liebe Launen. Erzählung. M. 2,—
Im Frühling. Erzählung. M. 2,—

Joseph Bédier, Der Roman von Tristan und Isolde.
Mit Geleitwort von Gaston Paris, aus dem Französischen
übertragen von Dr. Julius Zeitler.
Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

**Marie von Biehler-Buchensee, Das kleine Modell
und andere römische Skizzen.** M. 1,50

Viktor Blüthgen, Die Spiritisten.
Roman aus der Gegenwart. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Carry Brachvogel, Der Nachfolger.
Ein Roman aus Byzanz. Br. M. 4,—, geb. M. 5,50

- franz Brand**, Die Zukunftslosen. Ein Jung-Wiener-Roman. Br. M. 2,50, geb. M. 3,50
- Rudolph Braune-Rosla**, Der Arbeitsteufel. Thüringer Dorfgeschichten. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Harry Brun**, Italienische Reiseskizzen. M. 2,—
O alte Burschenherrlichkeit! Roman aus dem Studentenleben. Br. M. 4,—, geb. M. 5,50
- Alphonse Daudet, Mme.**, Pariser Kinder und Mütter. Einzig autoris. Uebersetzung. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Emile Dürer**, Kadettenträume. Militärische Skizzen. Br. M. 3,—, geb. 4,—
- E... E...**, Einer für Viele. M. 1,—
- Michael Feuerstein**, Jünglinge. M. 2,—
- Leonore Frei**, Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moses. 2 Bde. Br. à M. 2,50, geb. à M. 3,50
- friedrich friedrich**, Schwer geprüft. Roman. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—
- Der Dämon des Spiels**. Roman. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Der Geheimnisvolle**. Roman. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—
- Anvergeffene Sünden**. Roman. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Treu in Liebe**. Erzählung. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Aeber Klippen**. Hochlandsroman. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Erdmann Graeser**, Das schlanke blasse Mädchen. Eine Novelle. M. 2,50, geb. M. 3,50
- Paul H. Hartwig**, Als wir jung waren... Geschichten. M. 2,—
- Verner von Heidenstam**, St. Georg und der Drache. Uebersetzung aus dem Schwedischen. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—
- Moriz Hermann**, Passah. Erlebnisse einer jungen Seele. M. 2,50
- Ludwig Hirschfeld**, Der junge Fellner. Ein junger Mann aus gutem Hause. Br. M. 2,50

- Wilhelm Holzamer, Peter Nockler.** Die Geschichte eines Schneiders. Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50
- Inge.** Ein Frauenleben. Br. M. 4,—, geb. M. 5,— (Jm Druck.)
- Der heilige Sebastian.** Roman eines Priesters. Br. M. 3,—, geb. M. 4,— (Jm Druck.)
- felix Hübel, In einer Winternacht.** Eine Gelsenstergeschichte. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—
- Und hätte der Liebe nicht!** Roman. Br. 4,—, geb. M. 5,—
- Die kleine Königin.** Eine märchenhafte Geschichte. Preis M. 1,50
- Der Schmetterlingskufs.** Novelle. Br. M. 2,—
- Maria Janitschek, Die neue Eva.** Br. M. 2,50, geb. M. 3,50
- Juhani-Aho, Einsam.** Autorisierte Übersetzung aus dem Finnischen. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—
- Elfa d'Estre-Keeling, Der Philosoph im Stechküssen.** Autoris. deutsche Ausgabe. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—
- Gustav Klitscher, Der Herr Hofkapellmeister.** Roman aus dem Künstlerleben der Gegenwart. 2 Bde. br. M. 5,—, in 1 Bd. geb. M. 6,50
- Walter Knoop, Stierfechter.** M. 1,—
- Graf Kospoth, Schloß Lémorand.** Roman. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—
- Isolde Kurz, frutti di Mare.** Zwei humoristische Erzählungen. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—
- Unsere Carlotta.** Novelle. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—
- Genesung, sein Todfeind und Bedankenschuld.** 3 Erzählungen. Br. M. 4,—, geb. M. 5,—
- florentiner Novellen.** 2. Aufl. Geb. M. 5,50
- Italienische Erzählungen.** Geb. M. 5,50
- Die Stadt des Lebens.** Schilderungen aus der florentinischen Renaissance.
- I. Lorenzo Il Magnifico.
 - II. Der medicische Mäusenhof.
 - III. La bella Simonetta.
 - IV. Der Brutus der Mediceer.
 - V. Bianca Cappello.
- Br. M. 5,—, geb. M. 6,50

franz Kurz-Elsheim, Brettl-Sterne. Phantastien
und Stimmungen.

1. Claire Bellot. 2. Saharet. 3. Armand Sulliotan und
Petö Franka. 4. Deta Selnow. 5. Till Sidney. 6. Joette
Gillbert. 7. Lole Fuller. 8. Sada Jacco und anderes.

Preis M. 2,—

Br. je M. 2,—, in 1 Bd. geb. M. 5,—

frances Külpe, Wera Minájeff. Kämpfe einer Mädchen-
seele. Roman. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

ferdinand Kürnberger, Das Schloß der frevel.
Roman. 2 Bände. Br. M. 5,—, in 1 Bd. geb. M. 6,50.

Oscar Levertin, Die Magister von Oesteras.
Einsig autoris. Uebersetzung aus dem Schwedischen.
Br. M. 2,50, geb. M. 3,50

Otto Ludwig, Die Reiterethel.
Ersählung aus dem Thüringer Volksleben. Mit zahl-
reichen Illustr. von Ernst Liebermann. Geb. M. 6,—

Paul und Victor Margueritte, Neue frauen.
(femmes nouvelles). Autorisierte deutsche Ausgabe, aus
dem Französischen übertragen von U. Frick.
Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Der große Krieg. (Une Epoque). Ein geschichtlicher
Romancyklus aus dem Kriege 1870/71.

I. Der Anstern.

(Mss.) 2 Bd., br. à M. 2,50, in 1 Bd. geb. M. 6,50
In 2 Bde. geb. à M. 3,50

Inge Maria, Und du sollst fruchtbar sein!
Präudium. M. 2,—

**Grete Meisel-Hess, In der modernen Welt-
anschauung.** Br. M. 2,50

fanny Roth. Eine Jung-Frauengeschichte. M. 2,50

William Morris, Neues aus Nirgendland.
Utopischer Roman. Br. M. 6,—, geb. M. 7,50

**Die Geschichte der glänzenden Ebene, auch
das Land der Lebenden oder das Reich
der Unsterblichen genannt.**
Br. M. 3,—, geb. M. 4,— (3m Druck.)

Georg Niedenführ, Frau Eva, das Buch unserer Liebe.

Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Carl Paul, Das Leben. Skizzen. Preis M. 2,—

Erika Riedberg, Drei Frauenleben. Roman.

Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Heideheimat. Skizzen aus der Lüneburger Heide.

Br. M. 5,—, geb. M. 4,—

Es war einmal. Roman. Br. M. 2,50, geb. M. 3,50

Karl Rosner, Der Ruf des Lebens. Eine Erzählung.
M. 2,50

Manuel Schnitzer, I. Semester. Ein Kinderbuch für
Mütter. Illustr. 3. Aufl. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Dr. Heinrich von Schoeler, fremdes Glück. Eine
venezianische Novelle. Br. M. 2,50

Jenny Schwabe, Im feindlichen Leben.

Roman. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Ewald Gerhard Seeliger, An der Riviera.

Fresken und Arabesken. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Leute vom Lande. Schlesische Geschichten.

Br. M. 2,—, geb. M. 3,—

**fritz Skowronnek, Wie die Heimat stirbt und
andere Geschichten aus Masuren.**

Br. M. 4,—, geb. M. 5,—

Amalie Skram, Knut Tandberg. Die Geschichte einer
Ehe. Einzig von der Verfasserin autoris. Ueber-
setzung aus dem Norwegischen. Preis M. 2,—

frau Ines. Erzählung. M. 2,—

Gebet und Anfechtung. Erzählungen.

Stig Stigson (Alfhild Agrell), Aus dem Norden.
Erlebnisse. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Lulu von Strauß-Torney, Bauernstolz. Dorf-
geschichten aus dem Weierlande.
Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Karl Hans Strobl, Aus Gründen und Abgründen.

Skizzen aus dem Alltag und von Dräben. Br. M. 3,—

Und sieh', so erwarte ich Dich!

Skizzenbuch einer reifen Liebe. Br. M. 3,—

Die Vaclav-Bude. Ein Prager Studenten-Roman.

Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Ottokar Tann-Bergler, Seine Majestät das Kind.

Kleine Geschichten von untern Kleinen.

Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

C. Teja, Wir Herzlosen. Roman. Br. 3,—, geb. 4,—

Léon de Tinseau, Der Mitgiftjäger. Roman. Einzlig

autorif. Ausgabe. Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Wilhelm Uhde, Vor den Pforten des Lebens.

Aus den Papieren eines Dreißigjährigen.

Br. M. 3,—

Vera, Eine für Viele! Aus dem Tagebuche eines Mädchens.

10. Aufl. M. 2,—

Verus, Einer für Viele. Aus dem Tagebuche eines Mannes.

M. 2,—

Lu Volbehr, führe uns nicht in Versuchung.

Geschichten. M. 2,50

Otto Weddigen, Die Favoritin des Königs. Kultur-

und Sittengemälde aus dem Jahrhundert Lud-

wigs XIV. Br. M. 2,—, geb. M. 3,—

Der Raub der Odaliske, Nouvelletten u. Skizzen.

Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Hugust Weisß, Ich — Du: Wir.

Ein Ausschnitt aus dem Liebesleben. M. 2,—

Henry Wenden, Die Tote. Eine Artstengelschichte.

Br. M. 2,50, geb. M. 3,50

E. Wolf-Rabe, Schödan Singh. Roman eines Hindu.

Br. M. 3,—, geb. M. 4,—

Princeton University Library



32101 069154035

